

SCHWÄBISCHE HEIMAT

5

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1961



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E. 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1961

12. Jahrgang

Fünftes Heft — September / Oktober

INHALT

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Neckarstraße 36; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Herbstnebel

Aufnahme: Ulrich Benz

Auf dem alten Korntaler Friedhof

Von Karl Götz 169

Herbstlied

Von Helmut Paulus 170

Die figürlichen Konsolen der Spätgotik

Von Hans Koepf 171

Ernst Jäckh – ein schwäbischer Weltbürger

Von Helmut Burkert 176

Die alte Römerbrücke in Heilbronn-
Neckargartach

Von Friedrich Mauer 183

Was geschieht an Hochrhein und Bodensee?

Von Wilhelm Kohlhaas 185

Herbstlich Land

Gedicht von Werner Conzelmann 187

Buchbesprechungen 188

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 190

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der I. B. Metzler'schen Verlagsbuchhandlung Stuttgart bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Auf dem alten Korntaler Friedhof

Von Karl Götz

Wenn ich den Haß und den Neid und den Unfrieden unter den Menschen sehe, im kleinsten Dorf, in den großen Städten und überall auf der Welt, wenn es mich brennt, daß sie sich nicht ineinander schicken wollen, Nachbarn nicht und Brüder nicht, daß sie sich mit allen Künsten das Leben sauer machen in der kurzen Spanne, in der sie auf dieser schönen Welt ihren Acker bestellen dürfen, daß sie sich wunder wie wichtig nehmen, sich und all das, wovon sie einmal doch nichts werden mitnehmen können, dann muß ich oftmals an einen merkwürdigen Friedhof bei uns im Land denken. Sie sagen dort in blühfroher Zuversicht Begräbnisgarten. Unter alten, efeu-umwachsenen Bäumen liegen viele übermooste kleine Sandsteinplatten schräg in Gras und Immergrün, eine wie die andere; denn seit Jesus der Allerniedrigste geworden sei, gälten alle Titel und Kittel nichts mehr, im Leben nicht und nachher erst recht nimmer. Gott rangiere seine Heiligen schon, habe der alte Prälat Bengel immer gesagt. Auf den Grabsteinen steht außer dem Namen und dem Geburts- und Sterbejahr keinerlei Zusatz, kein lobender für den unter dem Stein und kein mahnender für den, der davorsteht.

Auf diesem Gottesacker liegen die alten Bauern und Handwerker, die Kaufleute und Schullehrer, die sich vor über hundert Jahren an dem neuen und, wie sie sagten, viel zu leichten Gesangbuch gestoßen haben, an der neu-modischen und, wie sie meinten, ganz weltlichen Liturgie und an der neuen, aufgeklärten Lehre, von der sie sagten, daß sie kahl sei wie ein Baum ohne Laub. Die innere Not trieb diese Leute um, landauf, landab, und sie wanderten lieber in hellen Scharen nach Amerika oder bis zum heiligen Berge Ararat, als daß sie sich von einem geistlichen oder weltlichen Herrn in ihrem Gewissen hätten zwingen lassen. Einer von ihnen war der Bürgermeister von Leonberg, Gottlieb Wilhelm Hoffmann. Er schenkte den Herren im Landesregiment klaren Wein ein. Freilich, meinte er, könne man die Leute zurückhalten. Man brauche sie nur im eigenen Land Gemeinden gründen lassen, in denen sie in ehrerbietiger Respektierung aller

weltlichen Obrigkeit nach ihrem Sinn und Glauben würden leben können. Es schlossen sich immer mehr Männer um diesen Mann zusammen, die sich in ihrer Frömmigkeit an das hielten, was er ihnen oftmals sagte: „Gebt, helft, legt eure Kapitalien im Himmel an, der Antichrist kriegt doch noch genug von uns.“ Nach dickköpfigem Warten und Wehren erhielten diese Schwaben, die nicht auswanderten, ein königliches Privilegium. Da gründeten sie die Brüdergemeinde Korntal.

Sie haben einen Zustand friedlicher Brüderlichkeit untereinander, oder, wie sie sagten, das Reich Gottes schon auf dieser Welt, auch nicht schaffen können. Es sind dann die Jungen gekommen, die ja seit alters viele Dinge viel besser wissen als die Alten. Sie sagten, wo denn geschrieben stehe, daß das Reich Gottes in Korntal bei Stuttgart seinen Anfang nehmen solle? Sie zogen dann mit dem Sohn Wilhelm Hoffmanns, Christoph Hoffmann, ins Heilige Land, an den Berg Karmel, in die Ebenen Saron und Jesreel und nach Jerusalem, der hochgebauten Stadt.

Aber immer noch ist da in Korntal ein Häuflein, probiert, arm zu leben und reich zu handeln, lebt in der Hoffnung auf die Erscheinung ihres Herrn und auf die glorreiche Offenbarung seines Reiches, damit der Traum der Alten weitergeht, auch wenn andere es mit der geschickten Weltfrömmigkeit halten. Auch wenn man die Mißliebigen in Korntal schon längst nicht mehr ausweisen kann und einen Ortsarrest braucht, auch wenn es schon lange keine stillen Hausvisitationen mehr gibt, auch wenn man jetzt ohne Wissen der Vorsteher beherbergen kann wen man will, sich anverloben, nach wem einem das Herz steht, Geld aufnehmen, wie mans nötig hat, Bürgschaft leisten, so hoch man verspielen will. Die Männer, die sich in Demut solche Gesetze gaben, liegen unter den alten Tannen und unter Vogelbeerbüschen. Wenn sie die Welt auch nicht geändert haben, so lebt doch irgend etwas davon, daß Gottlieb Wilhelm Hoffmann auf seine einträglichen Ämter verzichtete, daß sich der Schullehrer Johannes Kullen alles gefallen ließ, daß Johann Adam Straub einen

schönen Gewinn am Dinkel in den Wind schlug, daß sich der Pfarrer Johann Jakob Friedrich lieber absetzen ließ, als daß er etwas gegen sein Gewissen getan hätte, es lebt noch etwas von dem Vertrauen des Landeskatecheten Maier, sein Herrgott werde ihn auch ohne Pensionsberechtigung durchbringen.

Ich habe Friedhöfe gesehen, von denen man sagt, daß sie die schönsten der Welt seien, den Stuttgarter Waldfriedhof, den Gottesgarten von Ohlsdorf bei Hamburg und den zauberhaften Begräbnispark von Glendale in Kalifornien, den ein amerikanischer Schriftsteller geradezu einen ersten Schritt in den Himmel genannt hat. Ich weiß nicht, warum mir aber der alte Korntaler Gottesacker noch besser gefällt. Vielleicht, weil ich weiß, daß die, die hier liegen und nach den Ordnungen der Brüdergemeinde nicht ausgegraben werden, schon zu ihren Lebzeiten nach dem Frieden im Ort und nach dem Frieden in ihren Ge-

mütern trachteten. Vielleicht, weil hier auch für die Augen ein Ort der Ruhe ist, vielleicht, weil man hier in einer besonderen Weise spürt, daß mit dem Tod all das Wettlaufen und Rangablaufen, all das Eifern miteinander und gegeneinander aufhört, vielleicht, weil es hier an Figuren und Inschriften nichts herumzurätseln gibt.

Als ich das letztmal unter den alten Bäumen stand, zwischen Efeu, Wegerich und Zittergras, als die roten Vogelbeeren wie Perlen auf die Gräber derer fielen, die sich bereiteten, als käme ihr Herr schon morgen und die doch fleißig bauten und pflanzten, als ginge es nicht tausend Jahre so fort, da trug der Wind Blasmusik durch die Luft. Es war das Lied, das den Alten in den Nöten und Nächten, in aller Vergänglichkeit der irdischen Dinge ihr schönster Trost war, es war der Choral vom Morgenglanz der Ewigkeit.

Herbstlied

Die Astern blühen gelb und braun,
des Todes erste Boten.

Die Wicke an dem Gartenzaun
hängt voll von grünen Schoten.

Der Mohn, das Köpflein aufgereckt,
streut hundert schwarze Körner.

Die Akelei hat aufgesteckt
die dunkelbraunen Hörner.

Ein Urwald ist das Bohnenland.
Und aus dem dunklen Laube
hängt grün und schwer der Früchtestand.
Es färbt sich schon die Traube.

Der Kohl, so rund, so voll und satt
kraut seine dicken Blätter.
Wie er sein Herz verschlossen hat!
So trotz er jedem Wetter!

Die Bienen in dem Bienenstand
haben in diesen Tagen
die Vorratsschränken bis zum Rand
mit Honig vollgetragen.

Die Sonnenblumen, goldumloht,
grüßen die Schwester ferne.
In ihren Körbchen, dunkelrot
reifen die weißen Kerne.

Den Apfelbaum lehrt seine Last
sich demutsvoll verneigen,
er beugt zum feuchten Gras sich fast
mit Früchten in den Zweigen.

Sie schenken alle, ohne Leid,
das Beste ihren Erben.
Und jubelnd ist, was wächst, bereit,
zu sterben, ja, zu sterben!

Helmut Paulus

Die figürlichen Konsolen der Spätgotik

Form, Herkunft und Ausbreitung in Schwaben

Von Hans Koepf

Die figürliche Konsole ist keine spätgotische Neuschöpfung. Wir kennen die prächtigen Konsolen im Kreuzgang des Klosters Maulbronn als Schöpfungen aus frühgotischer Zeit, die Hochgotik ist durch ausgezeichnete Beispiele im Ulmer Münster vertreten. Eine große Verbreitung hat die figürliche Konsole vor der Mitte des 15. Jahrhunderts in Schwaben allerdings nie gefunden, ja, es ist nicht einmal sicher, daß die wenigen vorhandenen Stücke durch schwäbische Steinmetzen geschaffen wurden. Weisen die Maulbronner Plastiken auf das Elsaß und Frankreich als Herkunftsland der Zisterzienserwerkleute, so ist bei Ulm eine Querverbindung nach der Kölner Dombauhütte nicht ausgeschlossen. Die schönsten Konsolen des Ulmer Münsters gehen auf den sogenannten „Reißnadelmeister“ zurück, der sicher aus der älteren Parlerhütte hervorgegangen ist. Da die vermutlich aus Köln stammenden Parler auch noch im ausgehenden 14. Jahrhundert enge Beziehungen nach der Rheinstadt unterhielten und am Kölner Dombau ähnliche Plastiken musizierender Engel wie in Ulm nachgewiesen werden können, ist auch hier eine Verbindung nach dem Westen nicht ausgeschlossen.

Eine grundlegende Wandlung setzte in Schwaben erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein. Nach einem zögernden, tastenden Beginn um 1470 fanden figürliche Konsolen um 1480 schon häufiger Verwendung. Der Höhepunkt dieser Entwicklung ist um 1500 bereits erreicht und wenig später schon überschritten. Einige späte Nachzügler aus der Zeit um 1520 schließen diese Reihe ab. In dieser kurzen Zeitspanne von rund 5 Jahrzehnten entstanden im Neckargebiet fast 50 Kirchenbauten mit figürlichem Konsolschmuck. Rechnet man für jedes Bauwerk rund 10 Konsolen, so ergibt sich die immerhin stattliche Anzahl von ungefähr 500 derartigen figürlichen Darstellungen.

Form und Gegenstand der Darstellung

Die überwiegende Mehrzahl der figürlichen Konsolen besteht aus Halbbüsten, auf denen die Gewölberippen aufruhend. Meist kragen diese Plastiken frei aus der Wand aus, ohne von Diensten unterstützt zu werden. Nur ganz selten sind sie zwischen Dienst und Ge-

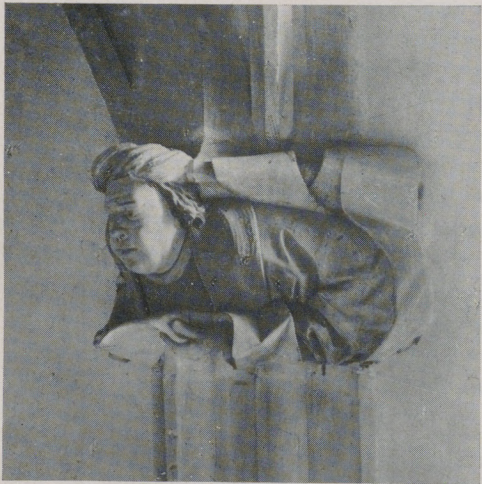
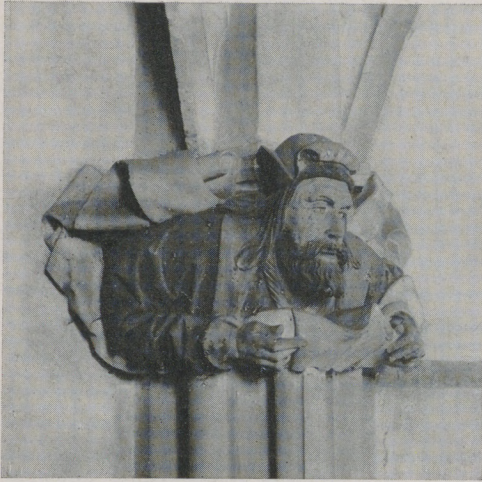
wölbe eingeschaltet, so daß ein figürliches Kapitell entsteht. Besonders am Schluß der Entwicklung wird die Anordnung insofern aufgelockert, als über den Plastiken Kapitelle eingefügt sind, wodurch die Verbindung zwischen Plastik und Gewölbe verlorengeht. Das Kapitell übernimmt in diesem Fall statisch die Funktion der Konsole, während die Plastik selbst nur eine Bereicherung darstellt. Manchmal sind derartige Halbbüsten noch in Nischen zurückgesetzt, wodurch im Spiel von Licht und Schatten malerische Effekte erreicht werden.

In der Mehrzahl aller Fälle handelt es sich bei den figürlichen Halbbüsten um Plastiken der Apostel, Propheten oder Kirchenväter, manchmal sind auch Engel mit Spruchbändern oder Wappenschilden dargestellt. Ziemlich rohe und derbe Fratzenbilder von Teufeln und Dämonen sind besonders häufig nachgewiesen, allegorische Darstellungen hingegen äußerst selten. Wie an mittelalterlichen Chorgestühlen kann man in einigen Fällen auch am Chorgewölbe Droleiren in Form von Konsolen finden, einen Schalknarren mit der Schellenkappe oder einen Hund, der seine Knochen abnagt. In der Regel finden wir als Gewölbe-träger die Apostel, die auf Spruchbändern das apostolische Glaubensbekenntnis tragen, während Christus in der Mandorla oder die Madonna mit dem Jesusknaben in den Gewölbeschlußsteinen erscheinen. Falls aber die Apostel in den Schlußsteinen abgebildet sind, ruhen die Gewölbe auf Halbbüsten der Propheten. Das Gebäude der christlichen Heilslehre spiegelt sich so im Bau der Kirche wieder.

Größe und künstlerische Qualität der Figurenkonsolen sind recht unterschiedlich. Neben ausgezeichneten lebensgroßen Halbbüsten kommen winzige Figürchen von geringer Qualität vor. Die Mehrzahl der Werke besteht jedoch aus Halbbüsten, die von gutem handwerklichen Können zeugen und ungefähr halblebensgroß sind.

Die Verbreitung

Die landschaftliche Verbreitung der Figurenkonsolen ist fast ausschließlich auf das Dreieck zwischen Alb, Schwarzwald und Neckar beschränkt. Das Schwergewicht und sicher auch das Kristallisationszentrum



Konsolen in Eglarheim

liegt in der Gegend von *Urach-Tübingen* und *Rottenburg-Horb*. Diese Brennpunkte decken sich genau mit den politischen Zentren der vorderösterreichischen-hohenbergischen Gebiete und des Uracher Landsteils der Grafschaft Württemberg. In der kritischen Zeit regieren in Urach Graf *Eberhard im Bart*, in Rottenburg dessen Mutter, *Erzherzogin Mechthild*. Im Stuttgarter Landesteil sind Konsolplastiken erst nach 1482 nachgewiesen, nachdem Graf Eberhard auch hier die Regierung übernommen hatte. Die zahlenmäßig geringen Ausstrahlungen nach benachbarten Gegenden gehen fast ausnahmslos auf Meister zurück, die ihren Ausgang von einem dieser beiden Brennpunkte nahmen.

Zusammenfassung

Eine statistische Zusammenstellung ergibt, daß von den 49 bekannten Objekten mit Konsolplastiken 28 im Uracher Landesteil, 8 im Stuttgarter Landesteil (sämtliche nach 1482!) und 6 im vorderösterreichisch-hohenbergischen Gebiet liegen, d. h. mit anderen Worten, daß von 49 Bauten 42 in einem Gebiet liegen, das Eberhard und Mechthild unmittelbar unterstellt war. Von den 7 Bauten in anderen Herrschaftsgebieten sind 4 mit Sicherheit von Werkleuten errichtet, die aus den Kristallisationszentren kamen. Bei den restlichen 3 Bauten ist eine Verbindung mit den Hauptzentren zwar nicht nachgewiesen, aber keineswegs ausgeschlossen. Nach dem bisherigen Stand der Untersuchung ergibt sich die verblüffende Tatsache, daß Konsolplastiken vor 1470 in Schwaben kaum vorkommen. Die spärlichen Ansätze gehen vor diesem Termin wahrscheinlich auf außerschwäbische Wurzeln zurück. Nach 1470 erfolgte eine grundlegende Wandlung, die von einem gebietsmäßig sehr kleinen Zentrum am oberen Neckar ihren Ausgang nahm.

Die Ursachen

Welche Ursachen hatten diese ganz ungewöhnliche Entwicklung bedingt? In den beiden Kristallisationszentren, Urach und Rottenburg, regierten damals Graf Eberhard im Bart und dessen Mutter Mechthild. Letztere war als Pfalzgräfin bei Rhein am glänzenden Hof zu *Heidelberg* erzogen. Nach dem frühen Tod ihres ersten Gemahls, des Grafen Ludwig von Württemberg-Urach, lebte Mechthild in unglücklicher Ehe mit dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Albrecht VI. von Österreich. Die außerordentlich wohlhabende und zudem hochgebildete Frau scharte



Konsolen in Frickenhausen

an ihrem Hof in *Rottenburg* einen Kreis von Dichtern und Gelehrten um sich, welcher der kleinen Residenz einen damals in Schwaben ungewohnten Glanz verlieh.

Graf Eberhard lehnte sich nicht nur eng an die Gelehrten an, sondern weilte auch oft mit seiner Mutter, der „gute meir“ am Heidelberger Hof des Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen, seines Oheims und Vormunds. Die Rheinpfalz war aber damals ein Kunstzentrum ersten Rangs und es ist sicher, daß Eberhard und Mechthild von dort ihre Meister nach Schwaben mitbrachten. Die Eintragungen im Dienerbuch des Grafen beweisen dies zur Genüge. Neben den dort aufgeführten Meistern von Koblenz, Werkhausen und Zweibrücken waren zahlreiche andere rheinische Kräfte im Dienste der württembergischen Herrschaft, die aus Ettlingen, Pforzheim, Lahnstein, Oberursel, Landau und Heidelberg kamen. Daß „mein herr der pfalzgrafe“ seine Hofdiener nach Urach schickte, ist außerdem urkundlich gesichert. Leider wurde der einst so reiche Denkmalbestand der Pfalz in den sinnlosen Kriegen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts fast völlig zerstört. Es ist jedoch bezeichnend, daß in den wenigen erhaltenen spät-

gotischen Kirchen im Mittelrheingebiet überraschend viele Konsolplastiken – meist Halbbüsten der Apostel – vorhanden sind.

Die Werke

Den besten Beweis für die nichtschwäbische Herkunft der spätgotischen Figurenkonsolen bilden die von rheinischen Steinmetzen in Schwaben errichteten Kirchenbauten. Seitdem der Nachweis geglückt ist, daß das Langhaus der *Marbacher Alexanderkirche* von rheinpfälzischen Meistern aus Heidelberg erbaut wurde, erscheinen die um 1470 entstandenen Marbacher Figurenkonsolen als früheste Beispiele unter einem neuen Aspekt. Das an die Rheinpfalz verpfändete Städtchen Marbach gehörte damals nicht direkt zum württembergischen Territorium. Der Meister E., auf den die Marbacher Halbbüsten zurückgehen dürften, schuf später die Chorbauten zu *Backnang* und *Echterdingen*. Diese Spätwerke – vor allem Echterdingen – zeichnen sich gegenüber dem Marbacher durch stärkere Realistik aus, was vielleicht durch Hinzuziehung jüngerer Bildhauer erklärt werden kann. Andere rheinische Kräfte waren später in *Eglosheim* tätig, dessen Ortsherrschaft auch in der Rheinpfalz



Konsolen in Eberdingen

reich begütert war. Die Baldecker und Liebensteiner zogen aus Sinsheim und Mainz bedeutende Bildhauer in unser Gebiet, die dann die Eglosheimer Prophetenhalbbüsten schufen.

Auch die Konsolplastiken der *Ellwanger Wolfgangskirche* sind durch die Herkunft des Baumeisters, Hans Stiglitz aus Miltenberg, hinreichend geklärt.

Die wenigen Werke dieser fremden Meister, die als Einzelgänger in unser Gebiet kamen, konnten das Bild der spätgotischen Kunst in Schwaben kaum beeinflussen. Dagegen war ein zweiter Vorgang von größter Bedeutung für die spätere Entwicklung. Eberhard im Bart und Mechthild ließen aus der Rheinpfalz eine Reihe tüchtiger Kräfte nach Urach und Rottenburg kommen, die in ihrem neuen Tätigkeitsbereich bald eine führende Rolle spielten und weitere jüngere Kräfte aus dem Rheingebiet nachzogen.

Der bedeutendste dieser Künstler war der württembergische Oberwerkmeister *Peter von Koblenz*. Daß dieser aus dem Mittelrheingebiet und nicht aus dem kleinen Ort Koblenz in der Schweiz kam, kann mit Sicherheit aus den Eintragungen im Dienerbuch des Grafen Eberhard geschlossen werden. Die Einheitlichkeit der Steinmetzzeichen dieser Werkleute beweist ferner, daß wir einen geschlossen ausgebildeten und immer eng zusammenarbeitenden Kreis vor uns haben. Der Umstand, daß sich die meisten Steinmetzen schon nach kurzer Zeit nach ihrer neuen Wirkungsstätte bezeichneten, hat allerdings viel zur Verschleierung des ganzen Fragenkomplexes beigetragen. Die Meister Christoph, Martin, Jakob und Hans „von Urach“ stammten ursprünglich ebenso wenig aus Urach wie Peter von Koblenz oder Hans von Zweibrücken. Wie rasch damals die Herkunfts-



Konsolen in Hirsau

bezeichnungen geändert wurden, zeigt das Beispiel des Hans „von Urach“. Letzterer wird 1491 als Hans „von Aurach“, 1498 Hanns „von Aurach zu Halle“ (Schwäb. Hall), 1497 aber bereits als Hans „von Hall“ bezeichnet. Bei Meister Christoph „von Urach“ kann derselbe Vorgang nachgewiesen werden.

An den meisten Bauten des Oberwerkmeisters Peter von Koblenz, der nicht nur der erste Baumeister des Grafen im Uracher Landesteil war, sondern diese Stellung auch nach der Wiedervereinigung beider Landesteile beibehielt, kommen figürliche Konsolplastiken vor. An der *Uracher Amanduskirche* finden wir Halbbüsten in den Seitenschiffen, in *Weilheim* die Halbbüsten der Apostelfürsten zu beiden Seiten des Triumphbogens und in *Schwieberdingen* die Apostel an den Ansätzen des Chorgewölbes. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel reicherer Durchbildung mit bauplastischem Detail ist die *Blaubeurer Klosterkirche*. Hier stehen lebensgroße Apostelplastiken auf Prophetenhalbbüsten, während an den Gewölbeansätzen weitere figürliche Konsolen angebracht sind, welche die Söhne Israels darstellen. Auch im Langhaus der Klosterkirche und im Chor der gleichzeitig erbauten *Blaubeurer Stadtkirche* finden wir diese Konsolplastiken.

Die Anordnung in Blaubeuren läßt sich unschwer von dem etwas älteren Chor der *Tübinger Stiftskirche* ableiten, bei dem allerdings die Konsolplastiken am Gewölbe fehlen, da letzteres erst sehr spät, nach langer Unterbrechung, ausgeführt wurde. Dagegen stehen

die Apostelplastiken auf schön gearbeiteten Figurenkonsolen wie in Blaubeuren, so daß Querverbindungen zwischen diesen beiden Werken gesichert sind.

Schwieriger ist allerdings die Frage der Herkunft der Meister zu klären, die in *Herrenberg* beim spätgotischen Umbau der Stiftskirche mitwirkten und die auch hier zahlreiche figürliche Konsolen angebracht haben. In *Herrenberg* ist ein sonst unbekannter Symion von Ettlingen nachgewiesen, ein Meister Hans wurde aus Pforzheim herbeigerufen. Wenn auch eine Zuschreibung hier nicht mit Sicherheit erfolgen kann, so ist jedoch wahrscheinlich, daß Graf Eberhard, der ein großes Interesse an der Entwicklung des Herrenberger „Kappenstiftes“ hatte, auch hier seinen Hofbaumeister Peter als Oberleiter einsetzte.

Peter von Koblenz war aber nicht der einzige der Uracher Meister, die Konsolplastiken verwendet haben. Auch nach dem Tod des Oberwerkmeisters haben die Uracher Meister sogar in nichtwürttembergischen Gebieten mit Vorliebe diese Anordnung beibehalten. So nahm der Kirchenmeister Hans von Urach diesen Gedanken bei der Einwölbung des Langhauses der *Öhringer Stiftskirche* und des Chors der *Gmünder Heiligkreuzkirche* wieder auf. Die kurze Tätigkeit dieses fähigen Meisters in Gmünd ermöglichte jedoch nur die Anordnung von Halbbüsten an einigen Gewölbeansätzen des Chorthaupts. Mit seinem Weggang wurde bezeichnenderweise auch die Verwendung figürlicher Konsolen wieder aufgegeben. Der Öhringer Mitarbeiter des Hans von Urach, Bernhard Spo-

rer, wiederholte dasselbe Motiv in reichster Durchführung beim Bau der Kirche zu *Schwaigern*.

Ein anderer Uracher Meister, Martin, baute 1508 die Marienkapelle des Klosters *Hirsau*. Die trefflichen Apostelhalbbüsten an den Gewölbeansätzen dieses Werkes gehören zu den besten Leistungen dieser Art in Schwaben. Die Plastiken sitzen hier ähnlich wie in Eglosheim auf stark betonten Dienstbündeln, einer bei schwäbischen Bauten sonst nie vorkommenden Formulierung, die in ihrer Eigenart auch die Herkunft des Meisters Martin vom Rheingebiet unterstreicht. In allernächster Nähe Hirsaus findet man in *Altburg* ähnliche Konsolplastiken, die infolge ihres schlechten Erhaltungszustandes und einer greulich entstellenden Bemalung die einzige Qualität kaum erkennen lassen.

Daß der in *Eberdingen* und *Frickenhausen* wirkende Meister H. B. aus der Uracher Schule hervorging, ist leicht an dessen Meisterschild zu erkennen. Vermut-

lich gehen die Konsolplastiken der Apostel im Chor zu Frickenhausen noch auf ihn zurück, da sie an die ältere Uracher Generation (Urach Kanzel, Reutlingen Taufstein, Hailfingen Sakramentshaus) anknüpfen. In Eberdingen hat ihn sicher ein jüngerer Meister unterstützt, der in der wesentlich realistischeren Art des Christoph von Urach wirkte. Die ältere und jüngere Uracher Schule tritt zwar mancherorts unmittelbar nebeneinander auf (Reutlingen, Heiliges Grab), doch ist der Gegensatz zwischen den Plastiken in Frickenhausen und Eberdingen derartig, daß unmöglich ein- und derselbe Meister dieselben geschaffen haben kann.

Nachdem die wichtigsten Werke mit Sicherheit auf rheinische Werkleute oder aber auf die aus der Rheinpfalz über Urach nach Schwaben einströmenden Steinmetzen zurückgeführt werden konnten, kann der Ursprung der figürlichen Konsolplastiken als geklärt gelten.

Ernst Jäckh — ein schwäbischer Weltbürger

Von Helmut Burkert

Bei der Darstellung des Erdenwandels von Ernst Jäckh muß man seine individuelle Existenz mit der Expansivkraft eines mächtigen Geistes füllen. Dabei mag es als ein seltsames Phänomen erscheinen, daß dieser weltweit und kosmisch wirkende Geist in höchstem Grade egozentrisch gerichtet gewesen ist. Dieser seltsame Widerspruch konnte jedoch zu einer hochpotenzierten Synthese, zu einer Zusammenschau der Welt aufbrechen: Der Ideenpolitiker und Weltethiker Jäckh verwandelte die divergierenden Völkerprobleme aus der personellen Ichbezogenheit zu einem Weltauftrag, den er stellvertretend zu lösen gewillt war. Der antennenhaft sensible Schwabe nahm die Strömungen des Alls ebenso in sich auf, wie die Wellen einer technologisch-kontinentalen modernen Welt. Niemals aber beschränkte er sich auf ein Territorium allein: Er fühlte und handelte nach dem Wort aus Matth. 13, 38: „Der Acker ist die Welt.“ Aus dieser Sicht gewinnt die Egozentrität seines Wesens den hohen Rang einer geistigen Epigenese, sie wird zur ordnenden und schenkenden Tugend, zur Priesterschaft in einer Theokratie von besonderer Art: Dieser politische Erzieher konnte sein Wort missionarisch vor-

bringen, vor Kaisern, Königen, Präsidenten und Feldherren, durchglüht von einem Weltauftrag. Und er brachte alles, was jemals er mit der Stimme des Predigers – keineswegs in der Wüste – vorbringen konnte, in zwei Formen vor: in einer grandios angelegten historischen Rückschau und in einer Vorausschau, und beides betraf nicht nur das deutsche Volk, sondern den gesamten bevölkerten Globus, soweit er historisch träftig war. Ernst Jäckh beschäftigte sich nicht mit der Materie um der Materie willen. Sein Material bestand auch nicht aus jenem brisanten Stoff, vor dem heute alle Welt zittert – sein Material war feiner, empfindlicher: es war der Mensch und damit das Schicksal der Menschheit, von dem der große Korse gesagt hat, daß es die Politik sei, die das Schicksal der Völker bestimme. Die Politik hat auch das Leben Ernst Jäckhs bestimmt, bis zu jenem Rest, der dem Sterblichen bleiben muß.

Am 22. Februar 1875 erblickte Ernst Friedrich Jäckh als Sohn des Müllers und Kaufmanns Georg Ludwig Jäckh (geb. 12. April 1830 in Crailsheim) und der Karoline Rosine, geb. Borst (geb. 20. Juli 1842 in Göppingen, wo das großelterliche Haus den Namen

„Der Goldene Pflug“ trägt und an dem eine Gedenktafel für Ernst Jäckh angebracht ist), in Urach auf der Alb das Licht der Welt. Seine erste Frau Berta, geb. Klein, aus Idar, schenkte ihm am 25. April 1900 einen Sohn Hans Karl Ernst, der am einzigen Tage seiner Teilnahme an einer Kampfhandlung als Fahnenjunker am 15. September 1918 einem Volltreffer zum Opfer fiel und zu dessen nie vergessenem Gedenken der Vater am 16. September 1951 die Hans-Jäckh-Stiftung an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin ins Leben rief, nachdem ihre erstmalige Errichtung am 25. April 1925 infolge des Hitlerregimes 1933 beendet worden war. Ernst Jäckh heiratete noch zweimal. Die zweite Ehe wurde geschieden. In der dritten, die nur kurze Jahre dauern durfte (von 1957 bis 1959), war er mit der ihm geistig stark verbundenen Ruth Nanda Anshen, New York, vermählt, die als „Former Visiting in Philosophy“, French University, Editor of „Science of Culture“, „Religious Perspectives“, „World Perspectives“ (an denen Jäckh schriftstellerisch beteiligt war und deren deutsche Ausgabe Ullstein besorgt) seine hervorragende Mitarbeiterin und Betreuerin seines Nachlasses wurde. Sie leitete auch sein abschließendes, bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart 1960 erschienenes Werk „Weltsaat“ ein und beschloß es mit einem aufschlußreichen Epilog.

Ernst Jäckh hat die Seminare Maulbronn und Blaubeuren absolviert, von wo er durch deren Ephoratsleiter und den Lehrstoff lebensbestimmende Eindrücke empfing: Es begleitete ihn bis zu seinem Tode eine undogmatische Frömmigkeit, die ihre Wurzeln in die Weltreligionen gesenkt hatte. Jäckh war Nonkonformist. Nach seinem Studium – das ihn als forschenden Waffenstudenten auch einmal in Ungelegenheiten vor dem Marktbrunnen in Urach brachte und ihm eine Strafe eintrug, die dann König Wilhelm II. höchst persönlich auf dem Gnadenwege löschen ließ – wurde er mit 27 Jahren Chefredakteur an der Neckarzeitung in Heilbronn, dessen weitblickender Verleger dem genialen jungen Mann alle Wege öffnete; von Heilbronn aus konnte er Reisen in alle Welt unternehmen. Eine solche führte ihn dann auch in die Türkei. Von Heilbronn aus wurden die Fühler nach allen Himmelsrichtungen ausgestreckt. Hier lernte er Naumann kennen, der die Grundstimmung zu seiner liberaldemokratischen Gesinnung legte, dort suchte ihn Theodor Heuss (1902) als frischgebackener Abiturient auf, um sich bei dem erfahrenen Publizisten und Politiker die ersten journalistischen Spuren zu

verdienen (als Münchener Korrespondent) und 1912 Nachfolger Jäckhs in der Redaktion zu werden. Von hier aus kam er mit König Wilhelm II. in Stuttgart zusammen und eröffnete seinen Ministern neue weltpolitische Perspektiven, von hier aus begann auch seine Weltwanderschaft, zuerst nach Berlin, wohin ihn Kaiser Wilhelm II. als Berater in deutsch-türkischen Fragen (Bagdadbahn) beorderte, dann zu Kemal Pascha und in einem weiten Bogen – den wir hier überspringen, weil Jäckh in seinen beiden letzten Büchern, „Der Goldene Pflug“ und „Weltsaat“, autobiographische Einsichten bietet, die nicht zu über treffen sind –, nach einer einstündigen Auseinandersetzung mit Adolf Hitler über das Schicksal von Jäckhs Deutscher Hochschule für Politik, nach England, auf der Flucht vor Hitlers Zugriff, wo er mit Churchill und dem englischen Königshaus in Verbindung kam, und schließlich nach New York als Direktor des von ihm gegründeten Near and Middle-East-Institute, das nicht weniger als die einzige Brücke zwischen den amerikanisch-europäischen Völkerbeziehungen zum Nahen und Mittleren Osten geworden ist. Ernst Jäckh hat den Boden zwischen diesen Ländern intensiv und tief gepflügt. Sein Symbol war der Pflug, der ihm immer wieder wie ein magisches Idol begegnete, und er betrachtete sich selbst nur als Pflüger, dessen bescheidene Einsicht ihn erkennen ließ, daß das Einbringen der Ernte schwerer ist als das Säen.

Es wäre ein völlig verfehltes Unterfangen, eine Biographie mit statistischen Angaben und allen Stationen seiner Lebenspilgerschaft zu verfassen – das mag einer speziellen Arbeit überlassen bleiben, sofern man nicht die Fülle seiner eigenen Angaben gelten lassen will, die in seinen Publikationen enthalten sind. Daten greifen nicht in die Tiefe dieses Lebens, das mit einem Weltauftrag versehen war, zu dessen Ausführung die jeweiligen Aufenthalte ihre Notenlinien hergeben mußten. Jäckh reiste in unvorstellbarer Häufigkeit durch die Kontinente; in den Nachkriegsjahren legte er enorme Kilometerzahlen in der Luft zurück, oft in abrupter Plötzlichkeit abberufen, so anläßlich der Mittelostkrise 1957 von Urach-Stuttgart nach New York-Washington, da sein Nah- und Mittelostinstitut der einzige neutrale Ort war, an dem die Zusammenarbeit von Türkei, Iran, Pakistan und den Arabern aus Irak, Libanon, Jordanien, Syrien, Ägypten und Israel möglich war. Aber so bedeutsam seine Aufenthalte auch sein mochten, wie notwendig auch die Linien des weltweiten Orchesters immer wieder

waren – Jäckh mußte doch ganz allein die Noten dazu komponieren, und er komponierte rasch, um die Partitur rechtzeitig vor Regierungsthronen vortragen zu können. Als „Zivilapostel“, als „Missionar à la suite der Weltgeschichte“, als „Weltbeauftragter für den Frieden“, als „tapferes Schwäbele“, wie ihn Monarchen, Präsidenten und Minister der von ihm besuchten Länder nannten, wurde sein aus weltweiter Erfahrung gewonnener, leidenschaftslos und stets gelassen präsentierter Ratschlag immer wieder zur ausschlaggebenden politischen Richtlinie, zur Richtschnur, die aus Jäckhs unsichtbarer Hand Völker-schicksale auslotete. Er lotete sie in einer bewußten Weise aus: als Strahlung des humanistischen und universalistischen Europäertums, das für ihn den höchsten Ausdruck im Weimar Goethes und Herders gefunden hatte, als Mitwirkender im Chor der Völker, für dessen harmonischen Zusammenklang er nicht mehr als den rechten Ton angeben wollte. Sein ganzes Leben stellt eine „dynamische Antwort auf die Gleichgültigkeit des Universums zum Menschen dar“, wie dies R. N. Anshen-Jäckh formuliert hat.

Das Nietzsche-Wort war für Jäckh politischer Leitstern: „Die Geschichte der Menschen insgesamt als eigene Geschichte zu spüren.“ Und er wußte auch, daß nicht anonyme Himmelsmächte Geschichte machen, sondern daß sie von Menschen gemacht wird. In dieser Hinsicht ist sein ein halbes Jahrhundert überdauerndes persönliches Beispiel für fast alle Staatsgespräche und diplomatischen Verhandlungen zum klassischen Vorbild geworden: Jäckhs große politische Kunst bestand in dem immer wieder zustandekommenden Weltgespräch. Er war überzeugt, daß das Beieinanderzutesitzen der Staatsmänner in friedlicher Gesinnung und Abstimmung der gegenseitigen Positionen der Menschheit brachiale Auseinandersetzungen erspart, und er gab selbst durch Mitwirken bei solchen internationalen Zusammenkünften (Völkerbund, Locarno, Commonwealth, Hochschule für Politik, Near and Middle-East-Institute u. a. m.) wirkungsvolle Proben, wie man auf der Bühne der Weltpolitik gut miteinander auskommen kann. Jäckh war gegen Gewalt und Krieg, wie sein Freund in der wilhelminischen Ära, Kiderlen-Wächter, obgleich er mit umwälzenden geopolitischen und strategischen Konzeptionen und Perspektiven zu sehen gezwungen war.

Zu Jäckhs Wesen gehörte der Begriff der Verständigung. Sein Bestreben dazu war grenzenlos und von dauernder Bereitschaft. Er war darauf bedacht, bloßes

Scheinwissen zu durchbrechen und zur Klarsicht zu gelangen, die allein den Sinn menschlicher Existenz offenbaren kann. Das Porträt seiner geistigen Persönlichkeit, wie es sich bei internationalen Besprechungen darstellte, ist nur faßbar in der Vorstellung seiner Überzeugung von der omnipotenten Naturkraft der Wirklichkeit, die eine Unterwerfung des Menschen unter spekulative Demagogien ausschloß. Die Tragödie der Menschheit versuchte er in einen Sieg über die menschliche Schwachheit umzugestalten mit spiritueller und intellektueller Potenz, damit dem Hineingeworfensein in die Fremdheit des Universums Sinn und Zweck erstehen mögen. Und trotz seines Wissens um die Unzulänglichkeit und Beschränktheit des Menschen glaubte er an seine reparable Natur, der man die Leiter unter den Füßen weggezogen hatte: Durch Erziehung mußte es möglich sein, zur Besserung des Menschen und zur Verbesserung seiner Welt beizutragen.

Mit einer solchen Einstellung bedeuteten seine weltpolitischen Unternehmungen stets ein gewaltiges Risiko für ihn, da er ja mit Menschen zusammensaß, deren Beschränkung ihm unbekannt war, die jedoch die Vollmacht zu weltweiten Entschlüssen besaßen. So geschah es, daß er im Vertrauen auf das Unbekannte, selbst nur ausgestattet mit dem Glauben an die Güte im Herzen des Partners, Übereinkommen zustimmte, deren Exekutive nicht mehr von ihm abhängig war. Niemand weiß daher, ob die von Jäckh wesentlich geförderte deutsch-amerikanisch-europäische Verständigung aus schicksalhafter und kulturbezogener Verwurzelung auch in ihren militärischen Sicherheitsvorkehrungen gegenüber dem östlichen Giganten absolut notwendige Realität ist. Jedenfalls aber sah Jäckh mit schwäbisch-demokratischen, mit Bonn-demokratischen und amerikanisch-demokratischen Augen zugleich. Was er sah, schien ihm eine Bedrohung der abendländischen Kultur und Freiheit durch den Bolschewismus, dessen Lebensäußerungen er in einer früheren Zeit an der russisch-türkischen Grenze studierte, nicht in Rußland selbst. Das ergibt die merkwürdige Tatsache, daß der Missionar à la suite der Weltgeschichte in aller Herren Länder zu Tische sitzt, nicht jedoch am Tisch jenes Volkes, dessen seit vierzig Jahren zur Weltmacht gewordenes Weltbild die Menschheit in Atem hält und dessen Andersartigkeit Ernst Jäckhs beinahe sein ganzes Erdenleben umfassendes eigenes politisches Ethos bedingt und mitgestaltet hat. Denn selbstverständlich ist der Ostblock die Veranlassung zur Bildung europäisch-amerikanischer Zusammenschlüsse für ihn ge-

wesen. Jäckh war ein Vertreter der Bismarckschen Ansicht, daß man am besten täte, „Rußland wie eine elementarisch vorhandene Gefahr zu behandeln, gegen die wir Schutzdeiche unterhalten, die wir aber nicht aus der Welt schaffen können“. Und Jäckh war bis zu seinem letzten Atemzug der Meinung, daß dies heute noch entscheidender gilt – heute, „wo die Eroberung der Natur durch den menschlichen Geist und seine übermenschlich wirkende Forschungsgabe aus dem Kosmos, in dem weder die Welt noch unsere Sonne mehr das Zentrum, sondern diese nur eine von vielen Sonnen ist, Kräfte holt, die das, was bisher Krieg hieß, jede frühere Konzeption von Krieg unmöglich macht, abschafft – in den Worten von Thomas Edison, der schon vor dreißig Jahren in New York zu mir sagte: ‚Wissenschaft wird den Krieg beseitigen‘ – was später auch ein Max Planck ebenso wie ein Einstein erwarteten.“ Wie zu erwarten, gesteht Jäckh jedem Volk seine eigene Regierungsform zu, sie darf jedoch nicht imperialistisch sein, wenn sie zur friedlichen Koexistenz führen soll.

Jäckh ist ein Meister der Institutsgründungen gewesen. Kaum einer vor ihm hat in einem einzigen Leben eine Vielzahl solcher Institute aus dem Boden stampfen können, meist aus dem reinen materiellen Nichts heraus, lediglich durch die Idee. Und es bedeutete keine Hinderung, wenn es im eigenen Vaterland oder im Ausland geschehen sollte. Hierher gehört jedoch die Verwandtschaft und Freundschaft mit dem Großindustriellen Robert Bosch, dem Realisator so mancher Jäckhschen Idee. Im Jahre 1920 gründete er die „Deutsche Hochschule für Politik“ in Berlin, 1930 ruft er die erste „Friedensakademie als Stresemann-Stiftung durch Carnegie-Stiftung“ ins Leben, 1932 gründet er in London die „New Commonwealth Society“, 1934 daselbst das „New Commonwealth Institute“ für Frieden und Gerechtigkeit mit 25 Sektionen in Europa, Palästina, Amerika und China, 1940 erfolgte seine Berufung an die Columbia-Universität, von dort aus Gründung der „Amerikanisch-türkischen Vereinigung“ wie zuvor der deutschen und der britischen, 1950 in New York Gründung des „Near and Middle-East-Institute“ an der Columbia-Universität für zwölf Länder zwischen Mittelmeer und Indien; in Stuttgart und New York 1952 Gründung des „George-Washington-Instituts“ und der „G.-W.-Foundation“ unter maßgeblicher Mitarbeit von Hans Walz, Hochkommissar McCloy und Lucius Clay, der Stadt Stuttgart, des Landes Baden-Württemberg, der Hochschule und der Wirtschaft. Das

führte zu einem Teilergebnis der Gründung des „Instituts für empirische Soziologie, George-Washington-Stiftung“, Mannheim.

In solchen Unternehmungen erweist sich einmal mehr die sprichwörtliche Organisationsgabe, Tüchtigkeit und Genialität des Schwaben, der Jäckh bis zu seinem Tode geblieben ist, nicht zuletzt durch den unverwundlichen Ausdruck in seinen noch mit 85 Jahren burschikosen Umgangsmanieren im Freundeskreis (der Achtzigjährige stieg bei einem Urachbesuch über das hohe Gartentor, das nicht rasch genug geöffnet wurde, und sprang auf der anderen Seite in der Kniebeuge zu Boden), seiner schwäbisch immer dezent akzentuierten Verkehrssprache und mit seinem ausgesprochen „schwäbischen Amerikaenglisch“, vor dem es einen schaudern und verwundern konnte, wie es möglich war, sich damit vor hohen amerikanischen und englischen Staatsmännern salonfähig unterhalten zu können. Aber hier warteten Überraschungen: Jäckh war in der Lage, seine Konversation vom saloppen Gespräch blitzartig auf das Niveau der Diplomatensprache zu stellen, womit er aus der Sphäre der Kleinbürgerlichkeit in die kalte Luft der Weltpolitik entschwebte und zum großen Ordner der Dinge und Probleme in Gesellschaft und Völkern, ja innerhalb der neuen Technologie Seher in neuen Universen wurde. Im hohen Alter befaßte er sich mit jugendlichem Feuereifer mit den Errungenschaften der Atomphysik, pflegte Austausch mit den bedeutendsten Forschern und verkündete auf Grund der technologisch-physikalischen Erkenntnisse ein neues Weltzeitalter und eine künftige Einheit der Welt.

Zur Zusammenschau der Welt und der Menschheit befähigte ihn die Grunderkenntnis von der Wurzelhaftigkeit der Welt- und Völkerkulturen. Dies führte ihn zur Zusammenschau der Weltaufgaben, zu einer Synthese aller Möglichkeiten des Menschen, die notwendig sind für den Übergang der Welt in die Seele der Menschheit. Und daraus mußte sich einmal die Befriedung des Daseins und die Prosperität im Völkerzusammenleben ergeben.

Der Nonkonformist aus Maulbronn und Blaubeuren ist Monotheist gewesen. Seines Geistes Hang zog ihn zur Genesis und zu den Höchkulturen Sems, aus denen ihn der älteste Geist einer richtig verstandenen religio symbiotisch anmutete. Vielleicht wäre er auf diesem Gebiete einen Schritt vorwärts gekommen, hätte der Tod ihn nicht hinweggerafft. Hinweggerafft vielleicht vor diesem vermessenen Zugriff, mit dem er eine „Weltreligion“ ins Leben rufen wollte? Die vor-

bereitenden Arbeiten hatte er mit seiner gelehrten Frau bereits bewerkstelligt.

Bei seinem letzten Besuch in Urach konnte er berichten, daß eine neue Serie entstanden war: „Religious Perspectives, Planned and Edited by Ruth Nanda Anshen“ im Verlag Harper & Brothers, New York. Für diese kühne Schriftenreihe hatten beide bereits namhafte Mitarbeiter gewonnen, unter ihnen Karl Barth, den er noch persönlich in der Schweiz besuchte, Philosophen von Weltruf, die sich alle mit dem Problem einer Weltreligion in weltethischer Sicht befassen wollten: W. H. Auden, Martin C. D'Arcy, Christopher Dawson, C. H. Dodd, Mircea Eliade, Jacques Maritain, Sarvepalli Radhakrishnan, Paul Tillich u. a. Mit der Serie wollten Jäckh und R. N. Anshen den Gedanken herausstellen, daß die Menschen über alle trennenden Verschiedenheiten hinaus eine fundamentale Einheit verbindet, denn sie werden zusammengehalten durch ihre „gemeinsame Humanität, die weit mehr bindet als irgend ein Dogma“. Es heißt in dem vorbereitenden Prospekt u. a.: „Die Herausgeber und Autoren bekümmert, daß Erfindungen und technischer Fortschritt – das Ergebnis der analytischen menschlichen Kräfte – nicht begleitet worden sind von der individuellen Selbstverwirklichung, geistiger Einheit und ethischem Verantwortungsbewußtsein, die weitgehend das Ergebnis der synthetischen Kräfte des Menschen sind.“ Die Menschheit befindet sich in einem Engpaß. Aber: „Hoffnung liegt darin, die wahre Natur der Krankheit von Mensch und Gesellschaft aufzuzeigen, indem man klarmacht, wie das Intuitive den Intellekt ausgleicht, daß Wissenschaft und Technik einen Reichtum an Qualität und Mannigfaltigkeit besitzen, wenn sie in die richtige Beziehung gebracht werden zu den religiösen, geistigen und ethischen Werten, die dem Menschen helfen, seinen eigenen Standort im Heiligen (im Unterschied zum Profanen) zu finden und den Weg aufzuzeigen, der von der Vergänglichkeit und Illusion zur Permanenz und Wirklichkeit führt . . .“

Daß Jäckh, der das Jahr der Goetheschen Altersweisheit überschritten hatte (Goethe war sein geistiger Mentor), herkommend von den frostigen Gipfeln der Weltpolitik (Politik hielt er für eine Kunst, die nicht erlernbar ist), noch den Plan einer Weltreligion aufgriff, wirft nicht nur Licht auf seine Kraftreserven, sondern auch auf den letzten Weg innerhalb seiner geistigen Konzeptionen: Man erinnert sich dabei an Michelangelos Verzweiflung über die Unzulänglichkeit des technischen Handwerkszeugs der Bildhauerei

und Malerei, von denen er in einem seiner Sonette bekennt, daß sie ihm nicht mehr Erfüllung geben können, nur Gottes Liebe noch, und wie er dann zur Feder greift, um der wunderbaren Vittoria Colonna Gedichte zu schreiben, die ihn mehr als Meißel und Pinsel den Ausdruck des Höchsten und Letzten finden lassen, um die er gerungen hat.

Ist es nicht auch ein solcher Augenblick im Leben Ernst Jäckhs gewesen, der ihn mit Dr. Anshen auf einen der Politik eingeordneten Zubringerweg, die Weltreligion, geführt hat? Ist dabei nicht deutlich das treu bewahrte schwäbische Gemüt der „Schelling und der Hegel“, das alamannische Vätererbe, durchgebrochen, das die Rätsel zuletzt – und ganz am Anfang: Seminar Maulbronn und Blaubeuren – nicht in den physischen Dingen zu lösen vermag, sondern durch Nachdenken, Sinnieren, Grübeln, in der Theologie, in der Philosophie, die Jäckhs Wahlfach war? Hier wird auch deutlich, wie die realpolitischen Erfolge, die guten Bündnisse und Gründungen auf Erden den Ideenpolitiker Jäckh zwar befriedigen konnten, weil sie die Situation der Menschheit um jenen Millimeter vorwärts gebracht haben, auf den es ankommt, wie sie jedoch – bewußt oder unbewußt für ihn – die rätselhafte und magische Tiefe des Menschenlebens doch nicht ergreifen, wie sie auch den Kreis der alten Weltkulturen nicht beschließen konnten, weil das Symbol – über den Pflug hinaus – am Ende doch die Schlange ist, die sich in den Schwanz beißt: Tat twam asi!

Der Weltbeauftragte Ernst Jäckh war aufgerufen, das Dasein zu verbessern. Aber schon ganz am Anfang seiner Mission bürdete sich ihm die Erkenntnis ins Herz, daß zur Wandlung der Weltlage und der Situation der Menschheit nicht nur eine neue politische Gesellschaftsordnung, sondern die Wandlung der herrschenden Moral in einer neuen Weltschau gehört und damit die Wandlung des Menschen. Dazu aber reicht keine noch so weise Politik aus, denn die Wandlung des geistigen Bereichs des Menschen gehört in den Raum der religiösen Mächte. Deshalb drängte es den Fünfundachtzigjährigen ganz am Ende seines Daseins von den Nurrealitäten weg zu den Intuitionen, zu den geistigen Quellen des Urseins, in dem noch alle Imponderabilien unseres urreligiösen Gerechtigkeits- und Religionsbedürfnisses verwurzelt und heute noch im sittlichen Gewissen ausgedrückt und erhalten sind. Dies ist nicht etwa die Flucht des Weltpolitikers und politischen Erziehers in die Verzweiflung, nein, es ist sein letzter und fester Finger-

zeig auf das höchste Ethos einer Erziehung hin, deren sich die Nachkommenden befleißigen sollten, um das Ziel des Friedens in einer geeinten Menschheit rascher als bisher erreichen zu können: Dieses höchste Ethos ist die religio, unter der wir mit dem Kirchenvater Lactantius (312 n. Chr.) das „religare“, das Anbinden, Befestigen verstehen. Anbinden, sich befestigen an den Wurzeln unseres geistigen Seins, unserer Dauerexistenz – denn ehe Politik war, war die Urangst und die Flucht zu den magischen Tiefen, in denen der Mensch sich geborgen fühlt.

Vom Jahre 1950 an, als Deutschland aus der Trauer und Vernichtung langsam wieder aus der Asche stieg, begannen auch die alljährlichen Besuche Jäckhs in Deutschland, zuerst als Gast beim Stuttgarter Staatsbesuch des Bundespräsidenten. Dann kam das Wiedersehen mit Bundeskanzler Adenauer, mit dem ihn eine vierzigjährige Freundschaft verband, und mit vielen anderen namhaften Freunden. 1952 wurde er Ehrenbürger der Stadt Urach, und anlässlich einer Einladung von Staats wegen in Würdigung seiner Verdienste um die Türkei Ehrendoktor der Universität Ankara. Während all dieser Jahre war er auch Gast in Urach, wo er Freundesgespräche führte, und einigemale auch mehrere Wochen zur Erholung.

Der weise alte Mann, der jung gebliebene Weltbürger und Friedensapostel sagte, daß sich sein Kreislauf so schließe, wie er begonnen hat: Urach schenkte ihm das Leben und vor seinem Tode – nach dem Ehrenbürgerrecht – eine Bronzeplakette, veranlaßt von hochstehenden Freunden des Auslandes, Staatsmännern, die ihn verehrten, angebracht an seinem Geburtshause, gegossen von Professor J. W. Fehrle, und die Türkei ehrte ihn durch Verleihung des Dr. h. c. (1958), eben jenes Land, auf dessen Erde er seine ersten, noch heißblütigen und doch so abgewogenen politischen und menschlichen Erfolge hatte. „Und es kehret umsonst nicht unser Bogen, woher er kam . . .“ Dieses schöne und trauervolle Wort Hölderlins hat er oft zitiert, und es steht, wie eine Vorahnung, in seiner „Weltsaat“.

Es war im Sommer 1959. Da wollte er wieder in mancherlei Mission herüberfliegen, den Verfasser dieser Betrachtungen in Urach besuchen und die Gedenktafel an seinem Geburtshaus in der Kirchstraße 2 besichtigen. Er kam nicht. Arbeit hielt ihn fest, er steckte wieder einmal mitten in Beratungen, wohl auch fürs Weiße Haus. Am 15. Juli 1959 schrieb er in einem Brief nach Urach, sein Kommen müsse auf den Herbst verschoben werden. Aber bereits am

3. August sandte seine Frau ein Telegramm aus New York nach Urach: „Mein Ernst war sehr krank vom 5. August an. Cerebralthrombosis. Stopp. Er ist heute morgen im Schlafe gestorben. Stopp. Ich schreibe alles so schnell wie ich kann. Ruth.“ Völlig überraschend ist dieser Tod gekommen. Es war der 17. August 1959, als er für immer die Augen schloß. Wer Ernst Jäckh in seinem Todesjahr noch gesehen und erlebt hat, mußte ihn für „unsterblich“ halten. Im vollen Besitz seiner geistigen und physischen Kräfte wirkte er, erfüllt von Tatenlust und Ideen, wie ein Fels und eine Hoffnung im stürmischen Zeitenmeer.

Und es war gewiß das Schwerste für den genialen Denker, Staatsmann und Erzieher, daß der Tod brutal nach seinem Haupte griff, daß er dort das Sprachzentrum lähmte, die ganze dazugehörige Seite und die kraftvolle, zupackende Hand, so daß er in den letzten Stunden seines irdischen Aufenthaltes, in denen er, die eine noch lebende Hand mit der seiner am Sterbelager im Roy Hospital in New York weilenden Frau verbunden, weder sprechen noch schreiben konnte, was ihm als letztes Vermächtnis an diese unsere so schwer bedrohte Erde im Herzen brannte.

Vielleicht hätte er noch einmal das Wort Napoleons wiederholt, „Politik ist das Schicksal“, – vielleicht aber würde er einen Nachsatz dazu gesprochen haben des Sinnes, daß zwar Politik Schicksal ist, echte Religion, Weltreligion auf weltethischer Grundlage, vom lebendigen Gewissen her behütet, das Schicksal zwingen kann. Denn seine letzte Unternehmung war eine weltreligiöse, und damit ist glaubhaft gemacht, daß der große politische Erzieher sich keine andere Politik wünschte, als eine von weltethischen, weltreligiösen Grundsätzen erfüllte Politik der Gewaltlosigkeit.

Die Columbia-Universität ehrte Ernst Jäckh am 3. Dezember 1959 in der St. Paul's Chapel. Zu seinem Gedächtnis sprachen neben anderen S. Exzellenz Seyfullah, Türkischer Außenminister in den Vereinten Nationen, und Dr. Georg Federer, Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in New York. Dr. Heinrich von Brentano schrieb an den Präsidenten der Columbia-Universität, Grayson Kirk: „Zum Ableben Professor Ernst Jäckhs übermittle ich Ihnen, sehr geehrter Herr Präsident, mein aufrichtiges Beileid. Der Name des Verstorbenen wird an den Stätten seines wissenschaftlichen Wirkens unvergessen und für immer mit der Geschichte der deutschen Demokratie verbunden bleiben.“

Auf dem Grabstein des großen politischen Erziehers und schwäbischen Weltbürgers stehen die Worte: „Ernest Jackh – Scholar, Statesman, Citizen of the world. – February 22. 1875 – August 17. 1959.“

Jäckhs literarisches Werk umfaßt 36 größere Druckerzeugnisse, darunter mehrere dokumentarische Bücher von historischem Rang sowie autobiographischen Charakters. Eine Flugschriftenreihe von 1914–1918 zählt 90 Nummern, eine andere, die Deutsche Ordensbücherei, 25, Weltkultur und Weltpolitik 11 Nummern. Schulthess' Europäischer Geschichtskalender 1915–1916, Völkerbundflugschriften und Monographien 20 Nummern (1919–1925). The New Commonwealth, Pamphlets and Monographs: For Justice

and Security, 15 Nummern (1933–1938). An Zeitschriften gab Jäckh heraus den „Schwabenspiegel“ (1901–1902) und viele andere. Er verfaßte Schullesebücher und Konversationslexika. Seit 1953 war er beratender Herausgeber der „World Perspectives“. In Vorbereitung für das Jahr 1961 befand sich ein Manuskript mit dem Titel: „Challenge of Freedom: Turkey“, in dem er ganz neue Gesichtspunkte entwickeln wollte.

Man darf hoffen, daß aus seinem Nachlaß noch manches Manuskript zur Veröffentlichung kommen wird. Er liegt in den Händen seiner Witwe, Dr. R. N. Jäckh-Anshen, New York.



Die alte Römerbrücke in Heilbronn-Neckargartach

Die alte Römerbrücke in Heilbronn-Neckargartach

Die alte Brücke über den Leinbach in Heilbronn-Neckargartach, bekannt als das „Römerbrücke“, steht nicht mehr.

Es mußte aus verkehrstechnischen Gründen einem Neubau weichen. Eine Erbreiterung unter Verwendung der alten Bogenformen und Brüstungen war trotz den Bemühungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege aus technischen Gründen und auch wegen der Mehrkosten nicht möglich. Gegebenenfalls soll das alte Brücke wieder an einer anderen Stelle über den Leinbach geführt werden. Die Steine werden deshalb entsprechend gelagert.

Eines der beiden am Kämpfer des großen Brückenbogens angebrachten Steinmetzzeichen (Kreuz und Winkelmaß) befindet sich auch an dem oberen Teil des Hauptturms der Kilianskirche in Heilbronn. Nachforschungen im Archiv der Stadt Heilbronn haben ergeben, daß die Bauhütte von Hans Schweiner von Weinsberg beim Bau der Brücke beteiligt war. Als Baujahr kann demnach die Zeit um 1520 angenommen werden.

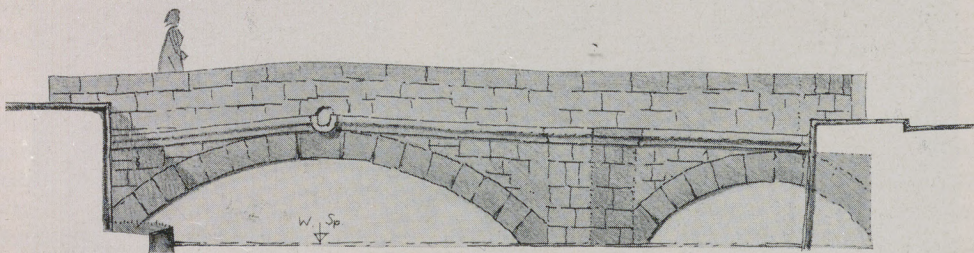
Die Lage der alten Brücke weicht etwa um dreißig Grad von der Richtung der heutigen Römerstraße ab.

Die alte Römerstraße muß in gleicher Richtung wie die alte Brücke verlaufen sein. Sie führte vom Römerkastell Böckingen von der Porta Sinistra über den Nonnenbuckel westlich der alten römischen Siedlung Neckargartach (Negger-Gardaha 1161) vorbei in Richtung Wimpfen.

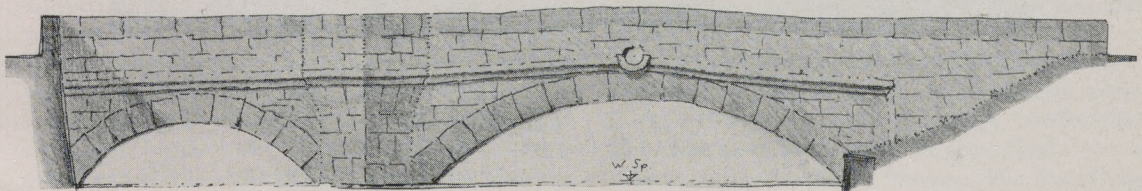
Beim Bau eines Wohnhauses im Jahre 1899 gegenüber der dort beginnenden Waldhohl und Wimpfener Hohl wurde die insgesamt 7,5 m breite Römerstraße einschließlich eines kiesbelegten Fußsteiges von 0,70–0,90 m Breite auf jeder Seite freigelegt. Der weitere Verlauf der alten Römerstraße weist in Richtung NNW zwischen den oben genannten Hohlwegen. Sie führte über den Fröschberg, wo noch mit Platten belegte Heizkanäle einstiger römischer Siedlungen festgestellt wurden, östlich von Obereisesheim und dann westlich von Untereisesheim weiter zum Römerkastell Wimpfen.

Mit Recht galt die alte Römerbrücke zu Neckargartach, die im Zuge der früheren Römerstraße über den Leinbach führte, als ein wertvolles Baudenkmal.

Friedrich Mauer



Stirnansicht bachaufwärts



Stirnansicht bachabwärts

Zeichnungen des Städt. Tiefbauamts Heilbronn



Junger Bussard in Abwehrstellung

Aufnahme Digel

Was geschieht am Hochrhein und Bodensee?

Bericht über die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee
von deren Vorsitzendem Dr. Wilhelm Kohlhaas

Seit der Gründung der Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee durch die tragenden Vereine der Natur- und Heimatpflege am 14. 1. 1961 hat die Öffentlichkeit in erfreulicher Weise in die Erörterung eines Vorhabens eingegriffen, das im Schoß der wirtschaftlich interessierten Kreise mit stiller Selbstverständlichkeit schon beinahe der Verwirklichung nahe schien.

Der Plan, den Hochrhein über die jetzt bereits befahrene Strecke Basel-Rheinfelden hinauf bis in den Bodensee schiffbar zu machen, ist nicht neu; er hatte im Jahre 1929 bereits zur Vereinbarung *gegenseitiger Verständigung* zwischen dem damaligen Deutschen Reich und der Schweiz über den Ausbau des Schifffahrtsweges bei *Vorliegen der entsprechenden wirtschaftlichen Voraussetzungen* – also einer auf dem südlichen Ufer keineswegs unbedingten Bereitwilligkeit – geführt. Auf deutscher Seite sprachen damals Motive mit, dem durch die Versailler Bestimmungen und deren Auswirkung auf den Oberrhein beeinträchtigten Lande Baden zu helfen – vor allem auf Grund von Vorstellungen der damaligen, durch Auslandsanleihen genährten wirtschaftlichen Scheinblüte, in denen der weniger optimistische Beobachter Parallelen zur heutigen Denkweise finden mag, auch wenn man nicht alsbald eine gleiche Krise als deren Endpunkt prophezeien möchte.

Jedenfalls können Erwägungen, die schon vor 30 Jahren – einem „Menschenalter“ – nicht ganz bedenkenfrei, aber immerhin aller Erwägung wert waren, in unserer politisch wie wirtschaftlich so schnellebigen Zeit durchaus nicht unbesehen auf heutige Verhältnisse übertragen werden. Die Möglichkeiten des Güterverkehrs – Schiene, Autobahn, Pipeline, Luftweg – haben sich rapid fortentwickelt, und wenn den Wasserstraßen dabei *am geeigneten Ort* ihr gebührender Platz zukommt, so gilt dies doch nicht in dem Sinn, daß jeder Flußlauf seinen Anliegern neue Prosperität durch Schifffahrt bringen könne und müsse! Es ist hier nicht der Ort, auf die zahlreichen verkehrswirtschaftlichen Untersuchungen einzugehen, in denen nicht nur die Praktiker der Bundesbahn, sondern ebenso Verkehrswissenschaftler vom Rang eines Professors Dr. A. Schmitt, Freiburg (+), Magnificenz Prof. Dipl.-Ing. Lambert, Stuttgart, und Dr. Fries, Freiburg sowie entsprechende Stimmen aus der Schweiz die Rentabilität des Hochrhein-Ausbaus zum Schifffahrtsweg rundweg verneint haben. Hier genüge die Erwähnung, daß eine der ersten Forderungen unserer Arbeitsgemeinschaft dahin ging, durch Bekanntgabe dieser so negativ ausgefallenen Fachgutachten auch die wirtschaftliche Seite des Problems der öffentlichen Beurteilung zu unterbreiten. Dieser Ruf ist seither in weitesten Kreisen ebenso aufgenommen worden

wie die Warnung vor der Verschmutzung des als Trinkwasserspeicher dienenden Bodensees, ja unserer Flüsse überhaupt.

Hierzu hat der Oberbürgermeister der Landeshauptstadt bei einer großen Kundgebung des Wasserwirtschaftsverbandes am 19. 4. 1961 seine warnende Stimme erhoben. Ebenso hat am 4. 5. 1961 der Herr Bundespräsident bei einer Veranstaltung in der Bundesgartenschau in Stuttgart und kurz darauf der Herr Bundesminister für Atom- und Wasserfragen beim deutschen Gewässerschutz in Lindau mit ernstesten Worten auf die Gefährdung des Wassers als *Lebensfrage der gesamten Nation* hingewiesen.

Die Stellungnahme dieser Persönlichkeiten bewahrt uns vor dem albernen Vorwurf, der ganze Widerspruch des Naturschutzes entspringe nur einer Stuttgarter Mißgunst gegenüber badischen Interessen, „denen ihr Schifffahrtsweg auf dem Hochrhein genau so zustehe wie den Schwaben ihr Neckarkanal“. Abgesehen davon, daß beide Wasserwege nicht in dieser Form nebeneinandergestellt werden können – denn der Neckarkanal führte in ein hochentwickeltes Industriegebiet hinein, während die Hochrhainschifffahrt erst ein solches schaffen soll –, mußte die Arbeitsgemeinschaft aus Kreisen des ganzen Landes bei den günstigsten Unterrichts- und Einwirkungsmöglichkeiten am Sitz der Zentralbehörden einsetzen. Daneben sind – das muß festgehalten werden – in enger Fühlung mit uns die Arbeitsgemeinschaft „Rettet den Bodensee“ in Konstanz und der „Bund für Naturschutz in Oberschwaben“ hervorgetreten, und es werden am eigentlichen Hochrhein die dortigen Heimatfreunde beiderseits des Stroms ihren entscheidenden Beitrag dafür zu leisten haben, daß das Schifffahrtsprojekt, das als Ganzes momentan in den Hintergrund gerückt zu sein scheint, nicht etwa Stück um Stück verwirklicht werde!

Wenn nun der Herr Innenminister für Württemberg-Baden die gesamte Frage als ein *Politikum* bezeichnet hat, so mag dies, wie bei allen großen wirtschaftlichen Entscheidungen, auch bei dieser zumal im Hinblick auf die Beteiligung der Schweiz und Österreichs vollauf anerkannt werden – aber nicht im Sinn einer kleinlichen Agitation, die die südbadische Karte gegen die schwäbische auszuspielen sucht. Dafür ist kein Platz bei einer Frage, die weit über die Landesgrenzen hinaus eines der wertvollsten Stücke deutscher Heimatschönheit angeht. So begrüßen wir es, daß die unlängst veröffentlichten Naturschutzgrundsätze einer „Grünen Charta von der Mainau“ das besondere Interesse bis hinauf zum Bundespräsidenten gefunden haben; allerdings müssen wir uns, solange das darin vorgesehene „Gremium“ noch

nicht mit *verfassungsmäßigen* Kompetenzen in Bund und Ländern verankert ist, nach wie vor an Ort und Stelle aus eigener Kraft gegen die Bestrebungen wehren, die mit teilweise recht verwegenen Konstruktionen „vollendete Tatsachen“ zu schaffen suchen. Hierher gehörte der Versuch, noch im Frühjahr 1961 unmittelbar vor der bedeutsamen Landtagsdebatte vom 18. 5. durch Gründung einer „Hochrhein-AG“ bereits die Initialzündung für die Entscheidungen von Bund und Land unter deren finanzieller Festlegung vorwegzunehmen. Dazu gehört ferner die ungewöhnliche Agitation, die die Rheinschiffahrtskreise neuerdings entfalten, und bei der – mit Verlaub zu sagen – die tatsächliche Einstellung von Parlament und Landesregierung nicht gerade zutreffend wiedergegeben wird!

Die *wesentliche Tatsache* ist doch, daß sich der baden-württembergische Landtag zwar im November 1959 einstimmig für den Hochrhein-Ausbau ausgesprochen und einen entsprechenden Schritt bei der Bundesregierung – den Hochrhein zur Bundeswasserstraße zu erklären – beschlossen hatte. Niemand konnte erwarten, daß Landtag und Regierung sich binnen zwei Jahren radikal von dieser Haltung abkehren würden. Indessen hat am 18. 5. 1961 nicht nur die Opposition durch den Mund des fachkundigen früheren Innenministers Renner, sondern auch die Landesregierung selbst durch den Herrn Ministerpräsidenten und den Innenminister die großen Bedenken, die gegen das Projekt sprechen, mit deutlichen Worten der ernstesten Beachtung wert gefunden. Wenn Minister a. D. Renner bei diesem Anlaß die Bemühungen von G. Fahrbach, Prof. Dr. Asal, Forstmeister Hockenjos und Dr. W. Kohlhaas anführte, so gilt diese Erwähnung dem Wirken der Heimat- und Wandervereine aus allen alten Landesteilen in ihrer Gesamtheit, die nie nach überholten historischen Grenzen gefragt haben. Wenn noch ein Name zu nennen bleibt, ist es vor allem der unseres hochverdienten Freundes, Forstmeister Dr. h. c. *Feucht*, der in seinen „Lageberichten“ in der „Schwäbischen Heimat“ unermüdlich die wesentlichen Publikationen zusammengestellt und gesichtet hat. Die Wiedergabe aller einschlägigen Veröffentlichungen aus dem Höhepunkt der Auseinandersetzung müßte jeden Rahmen sprengen; die wichtigsten sind Seite 194 zusammengestellt.

Gegenüber der z. T. das Sachliche und Richtige erheblich überschreitenden „Aufklärungsarbeit“ der Rheinschiffahrtsfreunde erscheint es angezeigt, die Lage, wie sie sich im Rahmen der politischen Zuständigkeiten darstellt und mindestens bis zum Jahresende gelten wird, kurz zu umreißen:

1. Der Landtag tritt *nicht mehr* einmütig und vorbehaltlos für den Schifffahrtsweg ein, sondern bekennt sich zu der Aufgabe einer eingehenden Prüfung aller Voraussetzungen und Folgen nach einem von der Landesregierung erwarteten Bericht.

2. Die Frage, ob der Hochrhein zur *Bundeswasserstraße* erklärt werden soll, bedeutet eine grundsätzliche Klä-

rung der finanziellen Lastenverteilung für den Fall der Durchführung, und sodann die Einschaltung des Bundes bei den Verhandlungen mit den Anliegern Schweiz und Österreich – aber noch keinen Beschluß zum Ausbau des Schifffahrtsweges. Die Übernahme durch den Bund wird aber Land und Landtag nicht von der verantwortlichen Entscheidung befreien.

3. Wesentlich auf Grund der von uns geltend gemachten Besorgnisse ist endlich das primäre Gebot der *Reinhaltung* der Gewässer in breitesten Kreisen bekannt. Es muß, mit der Beschaffung der dazu erforderlichen Mittel, vor der Frage des Schifffahrtsweges geklärt sein.

Die wiederholt angekündigte Besprechung des Herrn baden-württembergischen Ministerpräsidenten mit dem Bundeskanzler hat vor der Bundestagswahl nicht mehr stattgefunden. Erst sie wird die Voraussetzung für den Bericht der Regierung an den Landtag sein.

Daß dabei neben der verkehrswissenschaftlichen Begutachtung der Rentabilität auch ein Gutachten unter dem Gesichtspunkt der Belange von *Natur und Landschaft* in großer Schau maßgebend mitsprechen soll, dürfen wir mit besonderer Genugtuung feststellen. Denn der Einwand, „der Naturschutz solle sich auf seine Angelegenheiten beschränken und sich nicht um die Wirtschaft kümmern“, ist völlig unsinnig bei einem derartig umfassenden Problem, wo eben *alle Faktoren* zusammenwirken und zusammen erörtert werden können. Mit anderen Worten: Niemals dürfen hier Wirtschaftsbelange allein entscheiden, sondern die Frage ist, ob die auf diesem Gebiet erhofften Vorteile die Opfer an – oft unwägbaren – sonstigen Werten auch nur einigermaßen ausgleichen könnten. Dies verneinen wir durchaus nicht etwa nur aus grundsätzlicher Opposition, sondern weil das Schifffahrtsprojekt mathematisch zu viele Unbekannte aufweist gegenüber dem positiven Schönen, das wir kennen und das geopfert werden soll. Der Irrtum der wirtschaftlichen Beweisführung beginnt schon dabei, daß die Bezirke, denen geholfen werden soll, ihren Anteil am großen Wirtschaftsaufschwung zu erhalten, nach der Beschäftigtenstatistik gar nicht zu den Notleidenden gehören! Der Bedarf an Fremdarbeitern zur Ausnutzung der „Kapazität“, also eine Übersteigerung des wirtschaftlichen Ausdehnungsdrangs, ist ein Faktor, der hier für sich selbst spricht.

Die weiteren Begriffsverwirrungen können hier nur andeutungsweise gestreift werden, – etwa die, daß zwar gelegentlich nur bescheiden von der Förderung der *vorhandenen* Industrie durch den Schifffahrtsweg gesprochen, in einem Prachtwerk des Rheinschiffahrtsverbandes (Verlag Walter, Olten 1958) aber programmatisch nur Industrialisierung mit dem Bodensee als Knotenpunkt internationaler Wasserwege propagiert wird! Ebenso steht es mit dem Einwand, daß diese Industrie gar nicht am Wasser angesiedelt werden, sondern der Güterumschlag zu ihr vom Schifffahrtsweg ins Hinterland erfolgen solle; wo da die Rationalisierung bleibt, ist eine ebenso offene Frage

wie die, ob nicht auch da gerade durch Hafen- und Gleisanlagen, – und immer wieder als Mittelpunkt: durch die grauenhaften „Nebenfolgen“ der Abwässer und chemischen Absonderungen – erst recht das gefördert würde, was wir unbedingt vermieden wissen wollen!

Die Agitation, die seit Gründung unserer Arbeitsgemeinschaft oft recht massive Formen angenommen hat, liebt es, uns immer wieder „maßlose Übertreibungen“ vorzuwerfen. Wenn wir für das Rheinschiffahrtsprojekt die mutmaßlichen Kosten immer recht nieder, den künftigen Nutzen aber als recht hoch angekündigt sehen, so steht es uns doch wahrlich frei, zu erklären, daß diese Rechenmethode nicht überzeugt – und daß wir fest hoffen, es werde bei der entscheidenden Prüfung von der *Basis des Tatsächlichen* ausgegangen werden; bei unsern Schweizer Freunden sind wir dessen gewiß. Wir wollen uns aber nicht nur darauf verlassen, daß die Zustimmung der Nachbarn in der dort üblichen demokratischen Form eine letzte Voraussetzung des ganzen Vorhabens bleiben wird! Den entscheidenden Faktor sehen wir vielmehr nach wie vor darin, daß unsere *verantwortlichen Stellen* sich der Aufgabe bewußt sind, die Werte der Heimat für die Volksgesamtheit erkennen und schützen zu müssen.

Am offenkundigsten scheiden sich bei dieser Hochrheinfrage die Geister an der kaum noch verblühten Forderung der Gegenseite, daß die wirtschaftlichen Kräfte, die heute steuerlich die Gemeinden trügen, entsprechend dieser Bedeutung auch deren heimatpolitische Entschei-

dungen zu bestimmen hätten; dieser Anspruch wird immer unverhüllt darauf gestützt, daß ja auch der regionale Naturschutz aus solchen Mitteln mitversorgt werde! Dies ist nur insofern richtig, leider!, als der zweimalige Vermögensschwund breiteste Kreise, die am Naturschutz aus Idealismus mitwirkten, weitgehend um ihre finanzielle Leistungsfähigkeit gebracht hat; würde sich die geschilderte materialistische Auffassung durchsetzen, so wäre die letzte Folge eine totale *Politisierung des Naturschutzes* von den Rathäusern her über den stärksten Gewerbesteuerträger im Grunde nicht viel anderes als eine auf unsere Jahrhundertmitte übertragene Variante des alten preußischen Dreiklassenwahlrechts!

Wir fürchten, uns mit dieser Betrachtung zu sehr in das „*Politicum*“ zu verlieren, das allerdings eine ernste Zukunftssorge bedeutet! Denn wir sehen die einigende Funktion des Dienstes an der Heimat ja gerade im *Zusammenwirken wirtschaftlicher Kraft*, der wir die Förderung manch großen Heimatwerks verdanken, mit dem *gleichberechtigten Heimatgefühl*. In dieser Auffassung werden wir keine Gegensätze alter napoleonischer Grenzziehungen oder auch Schlagworte wie das oft mißbrauchte „*Naturschutz gegen Technik*“ anerkennen.

Sprechen wir lieber die zuversichtliche Erwartung aus, daß unsere Politiker sich bei ihrer Entscheidung nicht den zahlreichen sachlichen Gutachten verschließen, sondern mit vollem Verantwortungsgefühl für den Verfassungssatz des „*Rechts auf Heimat*“ eintreten werden.

Herbstlich Land

Von Sonnenstrahlen lind umwoben
Träumst du in Pracht, du herbstlich Land,
Es schmücken deine Wälder droben
Der bunten Farben güld'ner Brand.

Zur Ernte rufen Obst und Früchte,
Die Scholle glänzt im Sturze satt,
Und in dem letzten gold'nen Lichte
Nimmt wehen Abschied Blatt für Blatt.

Des Schöpfers wundersame Güte
Enthüllt noch einmal holden Glanz,
Still mahnt der Herbstzeitlosen Blüte
An Abschied, Leid und Totenkranz.

Doch über Welken und Vergehen
Nimmst du, o tief gesegnet Land,
Die Hoffnung auf das Auferstehen
Aus deines Herrgotts reicher Hand.

Werner Conzelmann

Neue Thorbecke-Bildbücher

In der Reihe der bekannten und beliebten Thorbecke-Bildbücher sind einige neue Bände erschienen, die wir unseren Lesern um so lieber anzeigen, als sie in besonderer Weise in das Herz unseres Schwabenlandes führen. Da ist zunächst der Band *Stuttgart* mit 91 meist ganzseitigen Abbildungen (darunter 5 farbigen) nach Aufnahmen des Meisterphotographen Hannes Kilian (DM 18,80). Daß der Bildteil aus der Schau eines einzigen Lichtbildners künstlerisch gestaltet ist, verleiht ihm seine eindrucksvolle Geschlossenheit. Neben bekannten Motiven findet der Beschauer reizvolle Winkel, die er in der Landeshauptstadt nicht vermuten würde. Die traditionsreiche Vergangenheit der einstigen Residenz ist ebenso eingefangen wie das pulsierende Leben der modernen Großstadt. Kulturelle Institutionen – Hochschulen, Museen, Theater, Liederhalle u. a. – erstehen vor den Augen des Beschauers nicht minder deutlich wie großartige Anlagen der Technik – Fernsehturm, Flughafen, Hochhäuser – oder liebliche Idyllen aus den einstmaligen bäuerlichen Vororten. Der Kunsthistoriker Hans Andreas Klaiber gibt in klugen Texten zu den Bildern Erläuterungen, die sich zu einem knappen aber eindrucksvollen Überblick über Stuttgarts Geschichte und Kultur runden. In dem Band *Marbach am Neckar* (DM 8,80) ist das Gesicht dieser schwäbischen Landstadt, die als Schillers Geburtsort Weltruh genießt, mit ihrer traditionsreichen Vergangenheit und ihrer lebensvollen Gegenwart in Wort und Bild gezeichnet. Kaum in einer anderen Stadt unseres Landes sind die Zeugen alter Geschichte so harmonisch mit den Leistungen unserer Zeit zu einer Einheit verbunden. Noch stehen die alten Scheunen, die große Kelter und die tiefen Weinkeller – daneben neue Wohnsiedlungen und einprägsame Beispiele moderner Architektur wie die Stadthalle und die Volksschule.

Den Text der wohlabgewogenen Darstellung schrieb der Direktor des Schiller-Nationalmuseums, Dr. Bernhard Zeller, die künstlerisch hervorragenden Aufnahmen sind Schöpfungen von Ludwig Windstoßer, die gelungene Buchgestaltung ist das Werk Gerhard Weidigs. Mit Recht nehmen neben Landschaft und Stadtbild Schiller und seine Welt einen verhältnismäßig breiten Raum ein.

Der Band *Besigheim* (DM 7,80) legt das Schwergewicht auf die Bilder, die von einer Reihe bekannter Photographen geschaffen sind. Auch einige Wiedergaben von Zeichnungen und Gemälden finden sich, gehört die alte Weinstadt am Zusammenfluß von Neckar und Enz mit ihrem malerischen Aufbau über dem Flußlauf doch zu den beliebtesten Motiven der Künstler verschiedener Epochen. Olga Duschek gibt in einer kurzen Einführung einen Überblick über die Geschichte der Stadt, die ebenso bekannt ist durch ihren Weinbau wie durch den spätgotischen Cyriakus-Altar in der Stadtkirche. – Ist Besigheim ein besonders charakteristisches Beispiel für eine einzelne Weinstadt im Neckartal, so breitet der Band *Das Weinland am Neckar* (DM 15,80) eine ganze geschlossene Weinbau-Landschaft vor uns aus. Vom Neckarknie bei Plochingen bis zum Eintritt in den Odenwald begleiten den Fluß sanfte Tal-Auen und steile Rebhänge, wogende Kornfelder und dichte Obstbaumhaine. Eingestreut in die bunte, gesegnete Landschaft sind die Siedlungen: die Großstadt Stuttgart, mittlere Städte wie Eßlingen und Heilbronn, zahlreiche Kleinstädte, Bauern- und Weindörfer; sie alle bergen eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen, historischer Bauten und künstlerischer Bekundungen, von den Anfängen des Kulturlandes bis zur

lebendigen Gegenwart. Den Text hat der weithin bekannte Naturfreund und Dichter Oberforstmeister i. R. Dr. h. c. Otto Linck, Güglingen, verfaßt, dem das Neckarland zweite Heimat geworden ist. Er erzählt meisterhaft vom geologischen Aufbau der Landschaft, von der Geschichte und kulturellen Vergangenheit des Landes, von der tausendjährigen Tradition des Weinbaus und seiner neuzeitlichen Entwicklung. Robert Holder und andere Lichtbildner zeigen in 90 meist ganzseitigen Photos (darunter 5 Vierfarbbildern) die Schönheiten der Natur und die Feinheiten der Kunst, die im Weinland am Neckar auf einzigartige Weise in beglückendem Einklang stehen.

In der Thorbecke-Kunstabteilung ist ein Band *Hirsau* erschienen, in dem Wolfgang Irtenkauf die Geschichte und Kultur des Schwarzwaldklosters liebevoll schildert, von der sagenumwobenen Gründung bis zur Wiedererstehung von St. Aurelius in unseren Tagen. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die starke Persönlichkeit des Abtes Wilhelm, der Hirsau in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu einem der einflußreichsten Klöster des Reiches gemacht hat. Eine Auswahl gut ausgewählter Bilder rundet das Ganze zu einer trefflichen Einführung in die Welt dieser einmaligen Kulturstätte im stillen Nagoldtal. Die Thorbecke-Bildbände können allen Heimat-, Natur- und Kunstfreunden auf das wärmste empfohlen werden.

O. Rühle

Ein neues Familien-Buch: Die Fleiner aus Eßlingen. –

Im Jahre 1897 fand ein Sechzehnjähriger beim Suchen nach alten Briefmarken auf dem Speicher seines Elternhauses in Wertheim am Main Schriftstücke vom Jahre 1846. Sie trugen die Aufschrift: „Akten, die Fleiner'sche Familienstiftung zu Eßlingen betreffend“. Ein „Schema genealogikum“ war angeheftet. Der Finder ist inzwischen ein Achtzigjähriger geworden und legt nun in Buchform vor, was dank seiner Initiative und Munifizenz aus diesem Fund seiner Jugendzeit geworden ist. Die „Flyner – Fliner – Fleiner. Beiträge zur Geschichte der Familie Fleiner aus Cannstatt, Eßlingen und Ellhofen seit dem 13. Jahrhundert. Bearbeitet von Else Rath-Höring, im Auftrag und unter Mitwirkung von Karl Fleiner“, so lautet der Titel des hervorragend ausgestatteten Werkes, das im Verlag Degener u. Co. in Neustadt a. d. Aisch vor kurzem erschien (zu beziehen durch Karl Fleiner, Billaltingen/Baden, DM 25.–).

Der Band wird eröffnet durch eine Ehrentafel der Toten der beiden Weltkriege, die auch zahlreiche Namen der Opfer des Fliegerangriffs auf Heilbronn enthält. Im Vorwort berichtet dann Karl Fleiner in anziehender Weise über den Gang der Forschung. Univ.-Prof. Dr. Decker-Hauff erörtert anschließend die älteste Abstammung der Fleiner von der seit 1269 urkundlich erwähnten Ministerialenfamilie Flinarius, auch Fleiner von Altenburg und von Altenburg genannt Fliner, die ihren Sitz auf der Altenburg in Cannstatt hatten. Diese hatten schon Grundbesitz in Eßlingen. Und nun taucht plötzlich ums Jahr 1330 ein Wernher der Flyner in Eßlingen selbst auf, der als Stammvater des ganzen Geschlechts nachgewiesen wird. Nicht weniger als drei Bürgermeister haben die Fleiner der Reichsstadt Eßlingen gestellt, Männer von starker Selbständigkeit, die sich wiederholt gegen die Mehrheit des Rates der Stadt stellten. Aber auch der schöne Jüngling Joachim Fleiner, der 1530 als Wiedertäufer auf dem Marktplatz in Eßlingen voller Glaubensfreudigkeit in den Tod ging, gehört zur Familie. Dann wird über den Begründer der Fleinerstiftung berichtet, den Secretarius und Registrator beim Kaiserlichen Hofmarschallamt in Wien, Johann Leonhard Fleiner. Er stiftete 1200 fl. für den Mannesstamm der Fleiner. Aber

obwohl der Wortlaut des Testaments eindeutig war und der Rat von Eßlingen als Administrator eingesetzt war, gelang es lange nicht, die Stiftung „zur Consistenz“ zu bringen. Von Anno 1637 bis 1670 seien viele Literalien mit dem Haupterben, einem Dr. Walch, gewechselt worden, bis dieser sich schließlich bequemte, einen kleinen Teil des Stiftungskapitals herauszugeben. Von da an schlingen sich wie ein roter Faden die jahrzehntelang verloren geglaubten Stiftungsakten durch das ganze Buch hindurch. Viele interessante Einzelheiten konnten nur durch diese Akten geklärt werden, und wie von einem Magneten wurden auswärts ansässige Fleiner durch die Stiftung mit der Stammheimat Eßlingen in Verbindung gehalten. Ein noch in Eßlingen im Jahre 1587 geborener Antonius Fleiner wurde Pfarrer im Hohenlohischen, und durch seinen Sohn Johann Hermann wurde der sogenannte Wertheimer Ast der Familie gegründet. Dieser verdient besondere Beachtung, da aus ihm der Initiator der ganzen Fleinerforschung hervorgegangen ist, der nun über achtzig Jahre alte Karl Fleiner, Hutfabrikant in Mannheim. So wie seine direkten Ahnen zäh an ihrem ererbten Handwerk festhielten – auf nicht weniger als fünf Generationen Hutmacher sieht Karl Fleiner zurück! – ebenso unentwegt hat er sein Ziel, die Schaffung des Familienbuches, im Auge behalten und erreicht.

Im Jahre 1569 gab ein Georg Fleiner sein Eßlinger Bürgerrecht auf und verbürgerte sich in Heilbronn. In ihm sieht das Buch den Begründer des sogenannten Stammes Ellhofen. Dieser Stamm hat dann wieder viele Äste und Zweige getrieben in Willsbach, Sülzbach, Beilstein, Marbach, Stuttgart, im Harz, im Schwarzwald und in der Schweiz. Gerade der Schweizer Zweig ist besonders interessant, weil hier bedeutende Nachkommen der Ehe eines Fleiner mit einer Enkelin des aus Magdeburg stammenden Schweizer Staatsmannes und Dichters Heinrich Zschokke zu finden sind. Mit einem gewissen Neid ersieht man aus den abgedruckten Beigaben zu diesem Zweig, über welche gute familiengeschichtlichen Quellenwerke die Schweiz verfügt.

Die ganze Zusammenstellung des Materials über die Fleiner lag in den Händen der Stuttgarter Genealogin, Frau Else Rath-Höring, die damit ihre jahrelangen Forschungen zum Abschluß bringen konnte. Es ist besonders verdienstvoll, daß Frau Rath dort, wo es möglich war, Auszüge aus Urkunden, Gerichtsprotokollen und sonstigen Akten in reichem Maße beigezeichnet hat, so daß eine Fülle kulturgeschichtlichen Stoffes vor uns ausgebreitet ist. Für keine wichtige Angabe fehlt der Beleg, zugleich ist angegeben, wo noch weitere Forschungsmöglichkeiten offenstehen. So ist es trotz aller Bemühungen nicht gelungen, einen in Öhringen ansässigen Beamtenzweig, abstammend von einem Balthasar Fleiner, gest. 1572, einzureihen. Auch die Müllersfamilie fehlt noch, nach der die Fleinersmühle in Untersteinbach, Krs. Öhringen, bis heute ihren Namen trägt. Den Schluß des Buches bildet die Ahnenliste der Geschwister Fleiner in Mannheim, sowie soziologische Betrachtungen, verfaßt von Dr. Friedrichs in Frankfurt am Main. Auf die zahlreichen Bildbeigaben und das umfangreiche Register des Buches sei nur kurz hingewiesen.

Die Widmung, die Karl Fleiner seinem Buch vorangestellt hat, sei hier zum Schluß wiedergegeben: „Den Toten in Dankbarkeit und treuem Gedenken, den Lebenden zum Studium ihrer Ahnen und zur weiteren Mitarbeit an der Fortsetzung der Familiengeschichte.“ Man kann nur wünschen, daß diese Worte von vielen Lesern dieses prächtigen Werkes beherzigt und auf ihre eigene Familie angewandt werden.

W. Hagen

Gustav Weißhardt, *Das seltsame Testament*. Erzählungen, Gerhard Heß Verlag, Ulm. Leinen DM 9.80. – Der Erzähler Gustav Weißhardt starb im Frühjahr 1961, kurz nach der Herausgabe seines letzten Buches. Es ist gleichsam sein Testament an eine schwäbische Leserschaft, die nicht ohne Erquickung und Freude mit ihm von Erzählung zu Erzählung wandert. Das Einfache rückt wunderbar nahe; er weiß das Milieu des Schulhauses vor der Jahrhundertwende ohne Übertreibung zu schildern, so daß der Leser mitten im Erleben seiner Erzählungen steht und staunt über die Klarheit und Schönheit seiner Gestaltungskunst. Die Ehrfurcht, mit der Weißhardt von einem kerngesunden, frommen Elternhause erzählt, ist so natürlich und keusch, wie sie nur die Dankbarkeit eines Sohnes zeichnen kann. Er, der schwäbische „Jeremias Gotthelf“ hat hier ein Buch geschaffen, dessen Geist und Art schon lange ersehnt wurde. Jede einzelne der siebzehn Erzählungen ist zum Vorlesen für Haus und Unterricht wie geschaffen, ohne daß Kürzungen vorgenommen werden müßten – und dann ist es ein Geschenkbuch, das wir ohne Bedenken in jede Hand legen dürfen.

Wilhelm Schick

Karl Greiner, *Paracelsus im Lande seiner Väter*. Internationale Paracelsus-Gesellschaft Salzburg. – Der unermüdlige Hirsauer Geschichtsforscher Karl Greiner liefert in dieser von der internationalen Paracelsus-Gesellschaft herausgegebenen Schrift Beiträge zu der in ihren Einzelheiten noch wenig bekannten Wanderung des Paracelsus in seine südwestdeutsche Heimat in den Jahren 1525–1529. Die Quellen sind zu dürftig, als daß man eine genaue Reiseroute des Arztes durch das Land seiner Väter feststellen könnte; aus vielen Einzelnotizen und scheinbar belanglosen Erwähnungen kann Greiner jedoch nachweisen, daß Paracelsus im Göppinger Sauerbrunnen und in der Universitätsstadt Tübingen, in Rottweil, Freiburg und Eßlingen weilte, die „Thermalwässer“ Baden-Baden, Wildbad und Liebenzell besuchte und schließlich seinem Heimatland enttäuscht den Rücken kehrte. Weitere Stationen seines Wanderweges waren Straßburg, Kolmar und Basel gewesen. Die sorgfältigen Forschungen Greiners werfen Schlaglichter auf einen Abschnitt im Leben des großen Arztes, der von der zunftmäßigen Paracelsus-Forschung bisher allzusehr vernachlässigt worden war.

O. Rühle

Karl Kirschmer, *Mühlenchronik des Filstales o. J.* (1960). Der württembergische Heimatfreund und -forscher wird von dieser zuverlässigen Untersuchung des bekannten Göppinger Stadtarchivars vielfach Nutzen ziehen können. Von besonderem Wert sind die Abschnitte über Burgen und Mühlen, Mühlengerechtigkeit und Mühlenbann sowie die Angaben über die Entwicklung der Mahltechnik. In den Kapiteln über die einzelnen Mühlen des Filstales wird wichtiges Quellenmaterial aus erster Hand publiziert, das für jeden Mühlenforscher unentbehrlich ist.

Adolf Schahl

Otto Pfizenmayer, *Stuttgart und seine Landschaftsräume*, 1961, als Manuskript gedruckt und vorrätig beim Ortschulrat Stuttgart.

Dies bescheidene Werk sei als eine kleine, in Zielsetzung und Durchführung vorbildliche heimatkundliche Übersicht über den Groß-Stuttgarter Raum warm empfohlen. Die einzelnen Abschnitte gelten dem Stuttgarter Kessel, dem Neckartal, dem Glenswald, den Filndern und dem Gäu. Für Schulzwecke scheint die Arbeit, welche Groß-Stuttgart ausdrücklich Kindern „schauend und wissend zur lieben Heimat“ werden lassen will, besonders geeignet.

Adolf Schahl

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Noch strömt der Strom! Bericht über die Hochrhein- und Bodenseefahrt

Für die Besichtigungsfahrt am 16. und 17. September hatten sich über 120 Mitglieder des Schwäb. Heimatbundes fast aus ganz Württemberg eingefunden. Die zwei Tage sollten Gelegenheit geben, an Ort und Stelle einen Eindruck zu gewinnen, um was es hier geht. Sie müssen deshalb auch im Zusammenhang mit den früheren und noch kommenden Ausfahrten ins Bodenseegebiet gesehen werden: im Jahr 1960 hatte man die deutsche Seite der Rheinstrecke zwischen Basel und dem Schweizer Städtchen Kaiserstuhl und dabei vor allem Kaiseraugst, Säckingen, Waldshut und Zurzach besucht. Der Pfingstmontag 1961 führte uns zur Möwenbrutstätte des Rohrer Sees, an die Argen- und die Schussenmündung, und schließlich zum Naturschutzgebiet Eriskircher Ried, und im Mai dieses Jahres weihte eine Tagesfahrt von Stuttgart nach Sipplingen am Untersee in die technischen, wirtschaftlichen und landschaftspflegerischen Gesichtspunkte der Trinkwasserversorgung Stuttgarts und des mittleren Württemberg aus dem Untersee ein. Nun wollten wir einmal zusammen mit Schweizer Heimatfreunden die Gedanken und Tatsachen kennenlernen, die sie als erste gegen den Ausbau des Rheins von Basel bis Konstanz zur Schifffahrtsstrecke Stellung nehmen ließen. Daß in einer für das ganze Einflußgebiet des Bodensees so entscheidenden Frage nur eine rege Fühlungnahme über die Grenzen hinüber zur richtigen Antwort führen kann, ist klar, um so mehr als der größere Teil gerade dieser Uferstrecken sowieso auf Schweizer Gebiet liegt.

Es soll hier nicht die Fahrt, die bei schönstem Sommerwetter am Samstag mit einem kurzen Besuch des Rheinfalles begann, im einzelnen beschrieben werden. Dieser Bericht will nur die wichtigsten Punkte, die besucht wurden und die Persönlichkeiten kurz erwähnen, die zum Gelingen der Fahrt und ihren reichen Eindrücken in erster Linie beigetragen haben.

Ein Sonderschiff nahm uns um 1 Uhr in Schaffhausen an Bord und führte uns gemächlich an den schön bewachsenen und teilweise auch bewaldeten Ufern entlang bis zum Zeller See. Auf dem Schiff wie schon vorher am Rheinfall gaben uns Herr Forstmeister A. Uhlinger, Schaffhausen, Herr Dr. Hübscher und Herr Russenberger alle gewünschten Erläuterungen. Die drei Herren sind ebenso wie Herr Lehrer Thalmann aus Tägerwilen im Schweizerischen Komitee gegen die Hochrheinschifffahrt tätig. Der letztere erläuterte während der Bootfahrt durch

Lautsprecher die Landschaft und die Veränderungen, die sie beim Bau von Schleusen und Hafenanlagen und durch die daraus mit Bestimmtheit folgende verstärkte Industrieansiedlung erfahren müßte. Herr Thalmann ist Mitglied des Naturschutzrates des Schweizerischen Bundes für Naturschutz.

In Stein am Rhein stiegen der dortige Stadtpräsident, Herr Graf, mit zwei Vertretern des internationalen Bundes der Naturfreunde, zu uns aufs Schiff. Wir waren von Anfang an erfreut darüber und lernten es im Lauf der Fahrt immer mehr schätzen, daß sich alle diese Herren für die Aussprache zur Verfügung gestellt hatten, wobei uns auch deutlich wurde, welche Wege der politischen Meinungsbildung in der Schweiz beschritten werden, wenn Probleme zur Entscheidung stehen, die den Staatsbürger angehen. Man fuhr bis gegen Radolfzell.

Nach einem kurzen Halt auf der Rückfahrt im alten Schweizer Städtchen Steckborn erreichten wir gegen 6 Uhr abends wieder Stein am Rhein und waren dort noch bis 10 Uhr bei Vorträgen und Gesprächen zusammen, die alle um dasselbe uns gemeinsam bewegende Thema kreisten.

Der Sonntag brachte uns leider vormittags leichten Nebel, so daß sich erst gegen Mittag ein Überblick über die Landschaft bot. Dieser Tag war in erster Linie dem Kennenlernen der *historischen* und *kulturellen* Ströme gewidmet, die diese Landschaft durchflossen und geformt haben oder geradezu von ihr ausgegangen sind. Als Stichworte seien genannt das Museum im Kloster St. Georgen in Stein am Rhein, das römische Kastell auf der anderen Rheinseite, die Kirche von Horn auf der Höri und die drei Kirchen der Reichenau. An diesem Tag lag die Führung und Erläuterung des Gesehenen hauptsächlich bei Herrn Dr. Schahl, der sich jeweils Mühe geben mußte, nur kurze Andeutungen aus dem Schatz seiner Kenntnisse zu geben, um den Zeitplan leidlich einzuhalten. Selbstverständlich konnte man auch an den *Natur*-Schönheiten der Landschaft und an den Besonderheiten ihres Tierlebens nicht teilnahmslos vorüberfahren. Freiherr von Bodman, der wie kein anderer auch die rechtliche Seite der getroffenen und geplanten Schutzmaßnahmen vollkommen beherrscht, erläuterte auf der Höri und auf der Halbinsel Mettnau, was bereits geschehen und geplant ist, um die wichtigsten Teile des Ufers vor schädigenden Veränderungen zu schützen und das Wildleben, insbe-

sondere der Wasservögel, zu erhalten. Der Kreis Konstanz hat u. a. veranlaßt, daß die bisherigen Landschaftsschutzgebiete in seinem Bereich in Naturschutzgebiete umgewandelt werden. Einen besonders hübschen Ausschnitt aus dem Leben und der wissenschaftlichen Beobachtung der Wasservögel gab Prof. Dr. Schütz am Schilf-Ufer des Reichenaudammes dicht bei der Ruine Schopflern. Es fiel wohl jedem Teilnehmer schwer, sich bei hereinbrechendem Abend auf der Reichenau von diesem besonders gesegneten Stück unserer heimatlichen Erde zu trennen, dessen Pflege und Erhaltung bzw. richtige Weiterentwicklung gemeinsam mit den daran teilhabenden Nachbarländern als eine große und ernstlich verpflichtende Aufgabe vor uns steht.

Kehren wir nun nochmals zum Samstagabend zurück. Er sah alle Teilnehmer der Fahrt – die Schweizer sowohl als die Deutschen – im Hotel Rheinfels neben der Brücke von Stein am Rhein, wo nach ausgezeichnetem Essen zuerst Stadtpräsident Graf zur Begrüßung der deutschen Heimatfreunde das Wort ergriff. Der Ausklang seiner Worte war ein warmherziger Aufruf zu gemeinsamer Anstrengung um die Erhaltung des größten Trinkwasserspeichers nördlich der Alpen und einer Erholungslandschaft mit besonders reizvollen Städten, Dörfern und relativ unberührten landschaftlich reizvollen Uferzonen, welche durch den Ausbau zu einer Industrielandschaft nur verunstaltet werden könnte.

Anschließend zeigte und erläuterte Forstmeister Uhlinger sehr aufschlußreiche Lichtbilder, insbesondere von der Hochrheinstrecke zwischen Basel und Schaffhausen, wobei er zunächst weit ausholte bis zum Ende des schiffbaren Rheines bei Rotterdam. Diese Bildauswahl ergänzte den auf der Fahrt gewonnenen Eindruck, daß hier einer Strom-Landschaft, die sich noch relativ ursprünglich bis in unsere Zeit erhalten hat, schwerste Veränderungen drohen. Wie wenig der heutige Flußlauf dem technisch bedingten Bild eines geradlinigen Kanales gleicher Fahrinnenbreite entspricht, war uns schon bei den Erläuterungen von Herrn Thalmann am Nachmittag aufgegangen, als sich unser Boot in schmaler Fahrrinne sozusagen in S-Kurven flüßauf schlängelte. Der Fluß selbst wechselt ja auch zwischen Bodensee und Basel mehrfach die Fließrichtung um fast 90°, und dies nicht nur an den berühmten Flußschleifen von Schaffhausen-Neuhausen, Rheinau und oberhalb Eglisau. Wie feingliedrig die Flußlinie zwischen den Hügeln des rechten und linken Ufers hin und her schwingt, wie Prallhänge und flache Ufer auf beiden Seiten abwechseln, und wie Bewuchs an Schilf, Baumbestand und Ackerland in immer neuen ebenso reizvollen wie charakteristischen Bildern sich darbieten, das muß man gesehen und erlebt haben, um zu wissen, was hier durch schematisches „Abhobeln“ hinderlicher Vorsprünge, durch Ausfüllen „überflüssiger“ Buchten, durch Betonieren längerer Uferstrecken, durch Schleusenanlagen, Vorhäfen und Verladekais geändert – sagen wir ruhig zerstört – würde.

Die Antwort des Vorsitzenden gab vor allem anderen der Freude darüber Ausdruck, daß diese Tage Gelegenheit boten, das an Ort und Stelle zu sehen und von besonders Beteiligten nüchtern und sachlich erläutert zu hören, was in vielen Pressediskussionen und Parlamentsdebatten zur Zeit durchaus nicht immer mit der nötigen Sachkenntnis behandelt wird. Zum Schluß des reichhaltigen Tages und eindrucksvollen Abends dankte der Vorsitzende allen, die mitgeholfen hatten, daß wir uns über dieses aktuelle Problem eine eigene Ansicht bilden konnten und die auch die Mühen der organisatorischen Vorbereitung und Durchführung so bereitwillig übernommen hatten. Dabei warnte er davor, daß etwa beide Staaten in falsch verstandener „Vertragstreue“ wie Stadtpräsident Graf befürchtet hatte – jeder mit Rücksicht auf den anderen – in ein Unternehmen hineinschliddern, das vielleicht einmal diskutabel erschien, sich aber bei Berücksichtigung *aller* Gesichtspunkte in der Zukunft als falsch erweisen müßte.

Ich will nun versuchen, das Ergebnis der Fahrt und der in diesen Tagen geführten Gespräche und gehaltenen Reden zusammenzufassen. Einiges, was sonst in letzter Zeit zu Wort gekommen ist, soll beigelegt werden, um damit zur Urteilsbildung im Mitgliederkreis und bei allen, die sich im wirtschaftlichen und politischen Leben künftig mit dem Problem Hochrhein auseinanderzusetzen haben, das meinige beizusteuern.

Unzweifelhaft brächte eine Entscheidung für die Schiffbarmachung des Oberrheins Veränderungen im ganzen Rhein- und Bodenseegebiet mit sich, die nur durch bewußte Planung – und zwar aufeinander abgestimmte Planung über mehrere Staatsgrenzen hinweg – in einigermaßen sinnvolle Bahnen gelenkt werden könnten. Herrn Landrat Dr. Seiterich von Konstanz hat sicher etwas Derartiges vorgeschwebt, wenn er bei einer Tagung am 14. Juni in Radolfzell eine „Lex Bodensee“ gefordert hat, die international gültiges materielles Recht auf dem Gebiet des Naturschutzes und der Landschaftspflege schaffen sollte. Man muß sich oft darüber wundern, wie wenig die Notwendigkeit übergeordneter Planung im allgemeinen erkannt wird. Erst vor kurzem hörte man einen bedeutsamen Kommunalpolitiker Süddeutschlands Äußerungen tun, als folge die Bevölkerungsverschiebung und Industrie-Ansiedlung von selbst „natürlichen Tendenzen“. Die Praxis zeigt immer wieder, daß eine einmal irgendwo angesiedelte Industrie über kurz oder lang das Bestreben hat, sich ohne Rücksicht auf irgendwelche andere Notwendigkeiten auszudehnen. Die Begrenzung solcher eigengesetzlicher Ausdehnungstendenzen eines Bodeninteressenten zugunsten von Grünflächen oder wichtigen Verkehrslinien, die Vermeidung störenden Lärms und verschmutzter Abwässer bedarf in allen Fällen energischer und zielbewußter Maßnahmen, die in unserem Bau- und Planungsrecht ihren Niederschlag gefunden haben oder noch finden müssen. Wenn man daran dächte, das Rhein- und Bodenseegebiet den „natürlichen

Tendenzen" der Industrieansiedlung zu überlassen, so würde man die anderen hier zu beachtenden Gesichtspunkte und ebenso lebenswichtigen Interessen aufs äußerste gefährden und mißachten. Die hier zu fordernde Gesamtplanung müßte aber schon so rechtzeitig erfolgen, daß nicht durch Vorratskäufe ihre Durchführung in Frage gestellt würde. Vor allen weiteren Maßnahmen wäre also ein auf einer genauen Bestandsaufnahme und möglichst exakter gesamtplanerischer Vorschau fußender übernationaler Entwicklungsplan aufzustellen, in dem die bisher durch verschiedene Experten schon bearbeiteten oder noch in Arbeit befindlichen Gutachten zu verwerten und mit entsprechenden Schweizer, österreichischen und bayerischen Planungen zu einer runden Gesamtkonzeption zusammenzufassen wären. Es sind dies u. a.

1. das volkswirtschaftliche Gutachten von Prof. Schmitt, Freiburg,
2. das verkehrswissenschaftliche Gutachten von Prof. Lambert, Stuttgart,
3. das noch in Arbeit befindliche Gutachten von Prof. Buchwald, Hannover, das die Fragen des Naturschutzes wohl schon unter dem Gesamtspekt der Landschaftsentwicklung stellen wird,
4. die von der Landesplanungsstelle beim Innenministerium Baden-Württemberg im Entwurf aufgestellten „Hinweise für die langfristige Planung im Bodenseegebiet“.

In seinem Vortrag bei der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege in Stuttgart hat Dr. Buchwald bereits die Forderung nach rechtsverbindlichen Landschaftspflegeplänen erhoben und den Bodensee geradezu als Beispiel dafür hingestellt, in welche Gefahren hinein die un gelenkte Entwicklung treibt (Nr. 3 der Liste bemerkenswerter Äußerungen zur Frage Ho hr rhein-Bodensee, am Ende dieses Berichtes).

Es ist ein besonderes Merkmal der neueren Technik, daß sie dazu neigt, das gemeinhin Unmögliche möglich zu machen. So kriecht die Bahnlinie in einen kilometerlangen Tunnel, wenn ihr ein Gebirgsmassiv den Weg scheinbar sperrt, oder sie überspringt auf immer weitergespannten Brücken die unzugänglichen Abgründe von Felsschluchten und immer breitere Flüsse oder Meeresarme. Einen ähnlichen Reiz hat sicher für den Wasserbautechniker von jeher das Schiffbarmachen von Strömen durch Wehr und Schleuse und die Anlage von Kanaltunneln gehabt. Aber sind nicht Fälle denkbar, wo die Freude an der technisch geglückten Lösung des fast Unmöglichen die nüchterne Überlegung überspielt, ob etwas noch wirklich zweckmäßig sei, d. h. ob der Erfolg den Aufwand auch rechtfertige? Der Rhein als schiffbarer Strom benötigt auf etwa 700 km von Basel bis Rotterdam keine einzige Schleuse. Der Ausbau der 150 km von Basel bis Konstanz braucht, um die 152 m Steigung zu überwinden, 12 Schleusen. Das bedeutet trotz des immensen Kostenaufwandes eine solche Behinderung des Schiffsverkehrs, daß Prof.

G. Siemens in seinem Aufsatz „Luftschlösser am Hochrhein“ in Christ und Welt aus rein wirtschaftlichen und technischen Überlegungen zu dem niederschmetternden Ergebnis kommt, der „Ausbau des Hochrheins zum Großschiffahrtsweg ist in jedem Fall ein technischer Anachronismus und volkswirtschaftlicher Widersinn“ (Nr. 21 der Liste).

Der eben zitierte Verfasser hat bei seinen Überlegungen nur wirtschaftliche und technische Gesichtspunkte zugrunde gelegt, ohne die Frage auch von der Seite der Grünpolitik, des Erholungsraumes und der Trinkwasserentnahme zu betrachten. In der letzten Zeit hat sich der 1. Direktor des Bundesgesundheitsamtes und Leiter des Instituts für Wasser-, Boden- und Lufthygiene, Prof. Dr. Naumann, Berlin, in seinem Vortrag am 19. April 1961 in Stuttgart eindeutig und klar geäußert. Auf der Veranstaltung, die unter dem Stichwort „Südwest hat Wasser“ stattfand, klang die Frage dauernd an: „aber wie lange?“ und „von welcher Güte?“ Der Redner forderte zunächst bessere Klärung aller in den Bodensee fließenden Abwässer und lehnte die Ansiedlung von Großindustrie und die Großschiffahrt im Bodenseeraum ab, da sie zwangsläufig eine Verschlechterung des Wassers mit sich bringe, das schon jetzt durchaus nicht einwandfrei sei. In der gleichen Richtung gingen Stellungnahmen des Deutschen Fischereiverbandes auf der Jahresversammlung in Freiburg und des Landesfischereiverbandes von Südwürttemberg-Hohenzollern in Freudenstadt, die beide die ungünstigen Wirkungen der Verschmutzung auf die Gesundheit des Fischbestandes hervorhoben und entsprechende Maßnahmen von Regierung und Landtag fordern.

Es ist ermutigend, daß sich in der Öffentlichkeit neue Stimmen geregt haben, die von den verschiedensten Seiten her das Problem beleuchten und eine neue Überprüfung auch in den politischen Gremien erhoffen lassen. Das schweizerische Komitee gegen die Ho hr rheinschiffahrt, das sich unter der Führung des Staatspräsidenten von Stein am Rhein, Herrn Konrad Graf, im Frühjahr 1961 neu gebildet hat, ist im März 1961 mit einer eindrucksvollen kleinen Schrift „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ hervorgetreten. Sie nennt den Ho hr rhein ein „Naturdenkmal von nationaler Bedeutung“, für dessen Erhaltung sie sich unbedingt einsetzt, nicht ohne die rechtlichen, gesamtpolitischen sowie die verkehrs- und wirtschaftspolitischen Tatsachen klar zu beleuchten (Nr. 23 und 27 der Liste).

Seit Ende Mai besteht in Konstanz die Arbeitsgemeinschaft „Rettet den Bodensee“, deren gleichnamiger Aufruf an erster Stelle von Graf Lennart Bernadotte, dem Präsidenten der Deutschen Gartenbaugesellschaft, Mainau, und von Baron N. von Bodman, dem Kreisbeauftragten für Naturschutz des Kreises Konstanz, unterzeichnet ist.

Diese Arbeitsgemeinschaft will in erster Linie die Menschen am Bodensee, „die Seehasen“, auf die Gefahren

hinweisen, die ihrem Lebensraum drohen, um gegebenenfalls die Stoßkraft der gesamten Bevölkerung durch ihre überzeugende Willenskundgebung gegen eine ungesunde Entwicklung nutzbar zu machen (Nr. 2 der Liste).

Auch der „Bund für Naturschutz in Oberschwaben“ hat in seiner Veröffentlichung wiederholt kritisch zum Kanalisierungsplan Stellung genommen (Nr. 14, 18, 19, 25 und 30 der Liste).

Sichtlich beeindruckt von der erwachenden Verantwortlichkeit weiter Kreise für die Erhaltung einer noch gesunden Landschaft im Interesse des ganzen Volkes hat Herr Bundespräsident Dr. H. Lübke in Aussicht gestellt, demnächst einen „Rat für Landschaftspflege“ ins Leben zu rufen, der im Sinn der „Grünen Charta von der Mainau“ für die Gesunderhaltung der Landschaft tätig – und wohl auch verantwortlich – sein soll (Nr. 33 der Liste).

Dürfen wir hoffen, daß dies so rechtzeitig geschieht, daß der Bodensee und die Hochrheinlandschaft noch Nutzen daraus ziehen können?

Einige Anzeichen sprechen dafür, daß sich ein Umschwung in der offiziellen Meinung der Spitzenvertreter unserer Landes- und Bundesbehörden anbahnt. Der Herr Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Dr. K. G. Kiesinger, sprach von „Zurückstellung weiterer Entscheidungen“, bis die Frage der Reinhaltung des Wassers geregelt sei und bis man wisse, was aus dem ganzen Gebiet werden solle. Auch die letzten Äußerungen des Herrn Finanzministers Dr. Müller lassen wenigstens eine gewisse Zurückhaltung erkennen, wenn er sagt, daß der Hochrhinausbau „nicht überstürzt in Angriff genommen werden soll“.

Solche vorläufig noch mehr oder weniger unverbindlichen Auslassungen können aber unsere Befürchtungen nicht beruhigen – sie könnten auch Narkotika sein, damit der Patient nicht merkt, was an ihm vorgeht – wir müssen unvermindert wachsam sein, solange nicht der Antrag des Landtages vom November 1959, den Hochrhein zur Bundeswasserstraße zu erklären, in aller Form zurückgezogen oder vom Bundesverkehrsminister abgelehnt ist. Die Auskunft, die Herr Justizminister Dr. Haußmann in der Landespressekonferenz vom 21. Juni auf die kritische Anfrage der SPD gab: die Problematik des Hochrhinausbaus sei „von der Regierung und vom Landtag für den Augenblick erschöpfend behandelt“, kann nun nicht mehr als letztes Wort hingenommen werden, nachdem sich in der Zwischenzeit so viel gewichtige Gegenstimmen erhoben haben.

Entschieden die beachtlichste aller dieser Stimmen ist die des Philosophen und Pädagogen Prof. Dr. Spranger, der sich unter dem Titel „Zehn Thesen für die Landschaft“ in eine Diskussion um das Hochrheinprojekt einschaltet, welche die Wochenzeitung „Christ und Welt“ mit dem oben zitierten Beitrag von Prof. G. Siemens eingeleitet hat. Spranger, der von einer ganzheitlichen Betrachtung aller Einzelprobleme ausgeht und der dem in der gesamten Kultur beobachteten „Gesetz der ungewollten

Nebenwirkungen“ große Bedeutung für diesen Fall beimißt, kommt zu dem Ergebnis, daß es beim Bodensee kein „Sowohl-als-Auch“, sondern nur ein strenges „Entweder-Oder“ gebe: *Entweder* Trinkwasserspeicher und Erholungslandschaft *oder* Transportanlage und Betätigungsfeld industrieller Konkurrenz. Er entscheidet sich eindeutig und kompromißlos *gegen* die Industrialisierung und die Großschifffahrt. „Die Geschichte wird die Namen derjenigen anklagend bewahren, die das in Gang gesetzt haben, und auch diejenigen werden ihrem Tadel nicht entgehen, die es ohne Widerstand zugelassen haben! (Nr. 22 der Liste).

Nach solch deutlichen Worten bleibt eigentlich nichts mehr zu sagen. Aber wir wollen immer wieder erneut darauf hinweisen, daß unsere stürmische zivilisatorische Entwicklung fast ausnahmslos Lebenssubstanz der Natur verzehrt und, von verschwindend kleinen Ausnahmen abgesehen, sie nirgends gemehrt hat.

Nehmen wir nicht dauernd Ackerboden und Waldland für Wohnung, Gewerbe und Verkehr in Anspruch?

Führen wir dem Wasser und der Luft nicht in immer steigendem Maße schädliche – sozusagen unverdauliche Substanzen zu, obwohl wir beide ständig in unserem Körper aufnehmen?

Steigert sich nicht überall störender Lärm – nicht nur in den Gewerbegebieten und Verkehrsstraßen, sondern noch viel angreifender dort, wo eigentlich Ruhe gesucht wird – z. B. durch Hubschrauber, Düsenflugzeuge, Motorfahrzeuge zu Land und zu Wasser!

Soll es mit dem Rheinstrom auch so gehen, daß bestenfalls eine Reihe von aufgestauten Seen über Schleusen aus ihm wird, wie es der Fall Rheinau als abschreckendes Beispiel zeigt?

Können wir zugunsten des natürlich über Felsstufen Strömenden nicht auf die Nutzung von einigen 10 m Fallhöhe für Wasserkraft bewußt verzichten, jetzt, da sich die Umstellung auf ungleich ergiebigere Kraftquellen schon deutlich abzeichnet?

Und soll der Bodensee der Gefahr, oder vielmehr dem sicheren Schicksal ausgesetzt werden, weiter zu verschmutzen, trotzdem er unser Trinkwasser liefern muß, weil wir keine anderen Vorräte davon haben?

NOCH STRÖMT DER STROM auf weiten Strecken zwischen natürlichen Ufern und im selbstgeformten Bett dahin. *Noch* ist Stromlandschaft zu retten und *noch* ist mit energischen und zielbewußten Maßnahmen der schon höchst gefährdete See zu seiner früheren Lebensfrische zurückzugewinnen. Liegt hier nicht auch eine Aufgabe für Wissenschaft, Forschung und technische Durchführung vor, über deren Gelingen die beteiligten Völker mit Recht ebenso stolz sein könnten wie auf einen technisch geglückten Kanalbau?

Ich meine wohl die Befriedigung über solch eine gemeinsame Kulturtat verschiedener Länder wäre noch berech-

tigter, weil sie gegen die allseits erkannte Gefahr für Gesundheit und Leben von Mensch und sonstiger Kreatur an einer beispielhaften Stelle des westlichen Europa einen schützenden und rettenden Damm der Heilung und Gesundung aufrichten würde.

Walter Kittel

Die folgende Liste von neueren Äußerungen zum Thema verdanken wir im wesentlichen Herrn Prof. Schüz. Sie erhebt keinen Anspruch auf Vollzähligkeit, will aber allen dienen, die sich noch eingehender unterrichten wollen.

- 1 Akeret, Erwin. Zur Hochrheinschiffahrt – Die rechtliche Situation. Vervielfältigung, 1961, 9 S.
- 2 Bernadotte, Graf Lennart u. a. Aufruf der Arbeitsgemeinschaft „Rettet den Bodensee“, Konstanz, Brachsengang 9.
- 3 Buchwald, Konrad. Der Mensch in der Industriegesellschaft und die Landschaft. Garten und Landschaft 71, H. 8, 1961.
- 4 D., P. v. Welche Gründe sprechen gegen die Hochrheinschiffahrt? Natur und Mensch 4, Nr. 1/2, 1961.
- 5 Finckh, Ludwig. Hände weg vom Bodensee! Natur und Mensch 3, Nr. 9/10.
- 6 Fries, Walter. Schifffahrt auf Hochrhein und Bodensee? gwf. (Fachblatt für Gastechnik usw.) 102, Nr. 30, 1961.
- 7 Gerstenmaier, Eugen. In: Welt von Morgen, Nr. 2/3, 1961.
- 8 Häusler, Werner. Industrielandschaft oder Erholungszentrum? Badische Bodensee-Nachrichten Nr. 129 vom 8. Juni 1961.
- 9 Homberger, Rud. Überlegungen zur Frage der Wirtschaftlichkeit der Hochrheinschiffahrt.
- 10 Jungk, Robert. Muß der Fortschritt das Land verschandeln? Die Zeit Nr. 35 vom 25. August 1961.
- 11 Kiefer, Friedrich. Der limnologische Zustand des Trinkwasserspeichers Bodensee. gwf. (Fachblatt für Gastechnik usw.) 102, Nr. 30, 1961.
- 12 Kohlhaas, Wilhelm. Wieder ein Ölgrab von Wasservögeln. Natur und Mensch 4, Nr. 1/2, 1961.
– Hochrhein und Bodensee. Natur und Mensch 3, Nr. 9/10, 1961.
- 14 Lauterborn, Robert. Über die „Industrialisierung“. Naturschutz in Oberschwaben 2, Nr. 1, 1961.
- 15 Maisch, Wolfgang. Was tut das Land Baden-Württemberg für die Reinhaltung des Bodensees? gwf. (Fachblatt für Gastechnik usw.) 102, Nr. 30, 1961.
- 16 Moßdorf, Albert. Gegen die Hochrheinschiffahrt. Natur und Mensch 3, Nr. 8, und Nr. 9/10, 1961.
- 17 Rossow, Walter. Die Landschaft als Aufgabe. In: Beilage zu Werk und Zeit, Ausgabe Mai/Juni 1961.
- 18 Schmid, Friedrich. Gefährdet die Schifffahrt den Bodensee? Naturschutz in Oberschwaben 2, Nr. 1, 1961.
- 19 Schneider, P. Agnellus. Gefahr für den Bodensee!

Verschmutzung und Großschiffahrt. Naturschutz in Oberschwaben 2, Nr. 1, 1961.

- 20 Schüz, Ernst. Auf der Hut für Hochrhein und Bodensee. Schwäbische Heimat 12, Nr. 1, 1961.
- 21 Siemens, Georg. Luftschlösser am Hochrhein. Christ und Welt 14, Nr. 28 vom 14. 7. 1961.
- 22 Spranger, Eduard. Zehn Thesen für die Landschaft. Christ und Welt 14, Nr. 35 vom 1. 9. 1961.
- 23 Uehlinger, Arthur. Neugründung der Internationalen Arbeitsgemeinschaft zum Schutze des Bodenseeufer? Natur und Mensch 3, Nr. 11/12, 1961.
- 24 Völk, Heinrich. Gewässerschutzmaßnahmen im bayerischen Einzugsgebiet des Bodensees. gwf. (Fachblatt für Gastechnik usw.) 102, Nr. 30, 1961.
- 25 Waldburg-Wolfegg, Johannes Graf von. Kunst und Kultur im Bodenseegebiet. Naturschutz in Oberschwaben 2, Nr. 1, 1961.

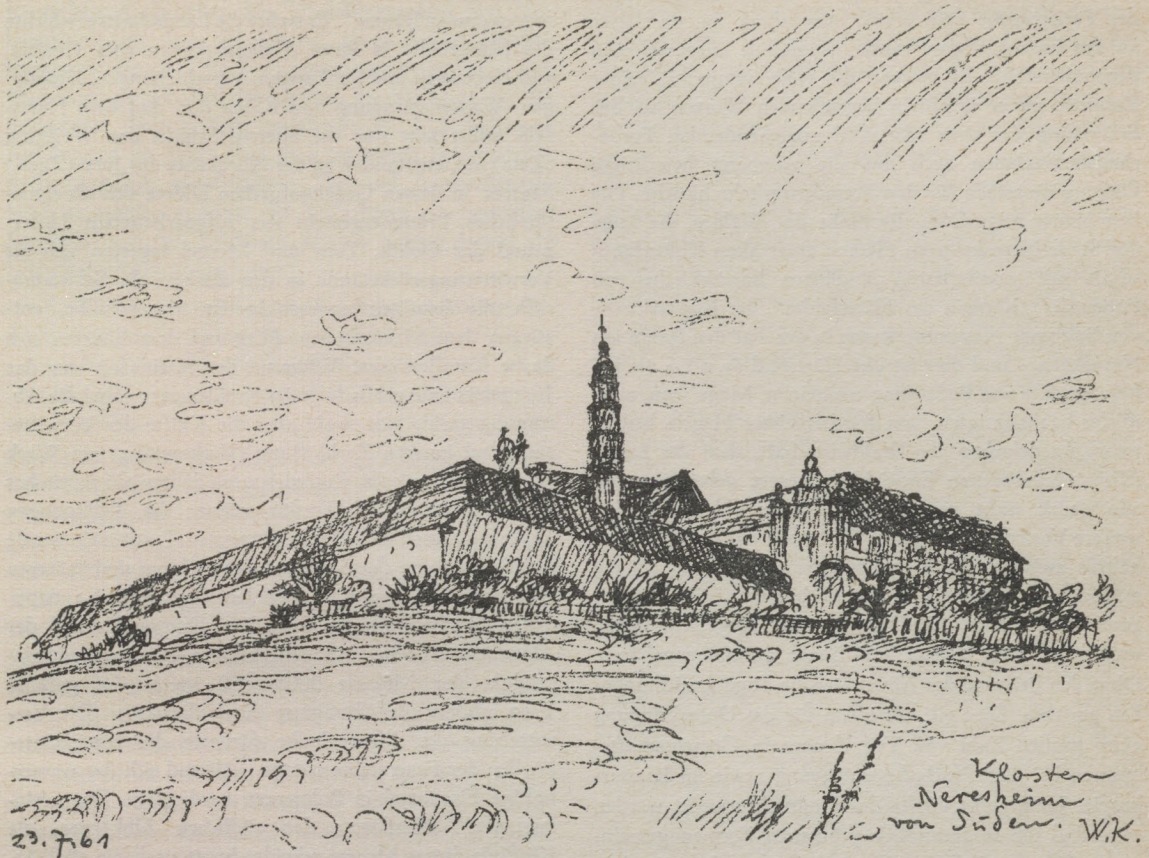
Ohne Namen:

- 26 Verordnungen des Regierungspräsidiums Südbaden „Naturschutzgebiet Bodenseeufer . . .“ Gesetzblatt für Baden-Württemberg, 1961, Nr. 4, 10 und 14.
- 27 „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“. Schweizerisches Komitee gegen die Hochrheinschiffahrt, März 1961.
- 28 Tagung der Gegner der Hochrhein-Schiffahrt. Natur und Mensch 3, Nr. 8, 1961.
- 29 Der Kanton Zürich und die Hochrheinschiffahrt. Natur und Mensch 3, Nr. 8, 1961.
- 30 Ist die Hochrheinschiffahrt ein wirtschaftliches oder wissenschaftliches Problem? Naturschutz in Oberschwaben 2, Nr. 1, 1961.
- 31 Zurückhaltung gegenüber dem Hochrhein-Projekt. Südkurier, 14. Juli 1961.
- 32 Nachrichtendienst der Kreisstelle für Naturschutz und Landschaftspflege des Landkreises Konstanz. Laufend bis Nr. 50 (17. Juli 1961). Hier: Reinhaltung des Bodensees. Mit einer Entschließung des Kreistags und mit der Anlage: Referat Friedrich Kiefer: 4 Aufgaben des Bodensees.
- 33 Grüne Charta von der Mainau. Staatsanzeiger für Baden-Württemberg Nr. 63, vom 12. 8. 1961.
- 34 Das Hochrheinprojekt steckt noch in den Kulissen Stuttgart-Bonn. Stuttgarter Nachrichten Nr. 190 vom 19. August 1961.

Die Tagespresse hat sich in dankenswerter Weise laufend mit dem Hochrhein-Bodensee-Problem beschäftigt. Allein die Stuttgarter Zeitung brachte von April bis September 1961 mehr als 20 Artikel hierüber. Davon sind besonders aufschlußreich die folgenden:

5. Mai. „Der Hochrhinausbau schlägt Wellen“ von Erich Ruckgaber.
9. Juni. „Langfristige Planung im Bodenseegebiet“.
26. Juni. „Deutlicher Stimmungswandel am Bodensee“.
29. Juni. „Kein Geld ins Wasser werfen“.
22. August. „Hochrhinausbau und Bodenseestürme“ (Leserbrief).
14. September. „Schweizerische Untersuchungsstelle“ zur Reinhaltung des Bodensees.

Neresheimer Tage



Ferienwoche 1961

NERESHEIM, du Perle des Härtsfelds,
Einst errichtet von emsigen Mönchen:
Reichsabtei auf ragendem Berge,
Edel gekrönt von Neumanns Vermächtnis –
Städtchen still an geschäftiger Straße:
Handwerksfleiß und zähes Beharren.
Endlich wieder erneut das Kloster:
Insel der Einkehr in irrenden Zeiten.
Möge stets der Segen des Himmels dich leiten!

W.K.

Dem Bericht fällt es nicht leicht, von dem „Symposion“, welches die Neresheimer Tage für die Teilnehmer bedeuteten, die rechte Vorstellung zu erwecken. Der Vorsitzende erntete mit seinen Schlußworten, der Abschied falle einem schwer und mit Neid lasse man die hierher, nach „Schwäbisch Sibirien“, Verbannten zurück, viel Beifall. Ein gutes Vorzeichen für einen günstigen Verlauf war bereits die Zahl der Anmeldungen mit über 100 gewesen; hinzu kamen bei den einzelnen Veranstaltungen 30–40 wechselnde Gäste. Besonders zu bemerken ist ferner die Zusammensetzung der Vollteilnehmer: waren doch alle Altersklassen vom Schüler bis zum Pensionär vertreten. Dabei machte der auch beruflich in sich recht

unterschiedene Kreis gerade diesmal einen verhältnismäßig geschlossenen Eindruck. Offenbar waren alle, die gekommen waren und eine Woche blieben, Freunde des Härtsfeldes, welche das Bedürfnis empfanden, ihre persönlichen Beziehungen zu dieser eigentümlichen Natur- und Kulturlandschaft zu vertiefen.

Wiederum war es nötig, Vieles zu bringen, um Jedem etwas zu bieten. Liegt es doch in der Natur einer heimatkundlichen Veranstaltung, ihre Darbietungen über den ganzen Bereich von Natur und Landschaft, Geschichte und Kulturgeschichte, auch Volkskunde, auszudehnen und dabei die Themen so zu wählen, daß sie den besonderen Möglichkeiten des jeweils besuchten Raumes entsprechen. Nur so ist es möglich, auf der einen Seite einen größeren Kreis von verschiedenartig ausgerichteten Heimatfreunden anzusprechen, andererseits aber auch zu einer ganzheitlichen Bildung des Menschen auf der Grundlage des Heimatelebnisses beizutragen. Nicht zufällig verglich der Vorsitzende bei der Eröffnung die Veranstaltung mit einem Prisma, welches die Erscheinung „Härtsfeld“ in ihre verschiedenen Strahlen und Farben auflöst, die durch die Kraft des inneren, geistigen Auges zusammengesehen wiederum den Eindruck jener Landschaft ins helle Bewußtsein rufen.

Zu den Voraussetzungen des guten Gelingens gehörte, daß Bürgermeister Hegele von Neresheim dem Gedanken der Ferienwoche vom ersten Augenblick an, da dieser an ihn herangetragen wurde, freundlich aufgeschlossen gegenüberstand. Er gewann die volle Sympathie seiner Zuhörer, als er in seinen begrüßenden Worten bei der Erörterung der dem Härtsfeld zuzuwendenden Förderungsmaßnahmen auch auf die zuinnerst berechnete Eignung desselben für den Fremdenverkehr hinwies. Die hier immer reine Luft, die Nähe des Waldes, die Lage der Stadt Neresheim im Herzen einer alten Kulturlandschaft mit wunderbaren ländlichen Barockkirchen zu Füßen der „Königin des Härtsfeldes“, der Klosterkirche von Balthasar Neumann, lassen in der Tat den Raum um Neresheim – und dies ist das Härtsfeld (s. u.) – als Erholungsplatz von Bedeutung erscheinen. Möge man, auch in der beabsichtigten, von Bürgermeister Hegele bedeuteten, Ausdehnung der Waldwirtschaft, dem der Landschaft eingeborenen Entwicklungsgesetz gehorchen und alle damit nicht vereinbaren Zwecke ablehnen! Eine weitere Voraussetzung guten Gelingens war das gute Verhältnis zwischen Stadt und Kloster. Die Zeiten, da die gräflich Oettingensche Stadt in bitterer Feindseligkeit zum Kloster stand, sind vorüber und vergessen. Heute weiß man, daß Kloster und Stadt zusammengehören. Ohne den Beistand der Abtei wäre die Tagung nicht möglich gewesen. Dies gilt vor allem für die Unterbringung einer großen Zahl von Teilnehmern in Gemeinschaftsräumen bei Gemeinschaftsverpflegung sowie im Klosterhospiz. Umgekehrt dürfte der Eindruck erweckt worden sein, daß die so freundlich gebotenen Formen gemeinsamen Lebens erfüllt worden sind. Ferner: die Mitarbeit der Herren Patres Ulrich, Beda und Stephan dürfte den Teilnehmern unvergesslich bleiben, ebenso der Beitrag von Frater Hugo. Nicht nur ihnen galt jedoch der herzliche Dank des Vorsitzenden, sondern vornehmlich dem wohlwollenden Helfer Prior P. Dr. Weißenberger, dessen Schriftenverzeichnis „Mönch und Heimat“ – kurz zuvor anlässlich seines vierzigjährigen Priesterjubiläums erschienen – verteilt werden konnte. Und auch hinsichtlich der Mitarbeiter trat wiederum die Stadt an die Seite des Klosters: Bezirksnotar Belge, Hauptlehrer Engelhardt und Oberstudienrat Menz sprachen zu wichtigen Fragen der örtlichen Heimatkunde, Oberamtsrichter Dr. K. Setz las aus seinem Werk „Martin Knoller malt in Neresheim“, dem das Büchlein „Balthasar Neumann baut in Neresheim“ sinnvoll gegenübersteht.

Ein ausgezeichnete Auftakt der Woche war der mit wundervollen Farblichtbildern ausgestattete Vortrag „Das Landschaftsbild des Härtsfeldes“ von P. Ulrich Werner. Er brachte eine Einstimmung in Natur und Kultur des Härtsfeldes, wie man sie sich nicht besser hätte wünschen können, eine Einstimmung, deren Akkord immer wieder durch die vielstimmigen Darbietungen als bindender Ton schwang.

Den Grund legte Oberstudienrat Dr. Siegfried Trautwein in einem Vortrag „Geologie des Härtsfeldes und der angrenzenden Räume“. Er stellte die Landschaftsgeschichte des Härtsfeldes in ihren Abhängigkeiten vom Gestein, von Hebungen und Senkungen, Verschiebungen, Kippungen, Wasserabtragung und Klima dar. Auf dem Härtsfeld selbst tritt nur die oberste Schicht des Weißjura (Zeta) auf, entstanden an der Nordküste des Jura-(Zeta-) Meeres. In dessen Gezeitenfurchen bildete sich als eigentümliches Trümmergestein aus aufgearbeitetem Untergrund der Oolith. Tone und Mergel lagerten sich als Verwitterungsrückstände in den Senken ab. Schwammriffe, die heutigen ungeschichteten Massenkalken, entstieg dem Meeresboden. Hier und dort bildeten sich flache Korallenrasen. Während der Kreidezeit war das Juragebiet eine große Insel im Kreidemeer, wobei die Abtragung gering war, wohl aber die Kräfte der Verwitterung und inneren Zerklüftung (Verkarstung) am Werk gewesen sein müssen. Roterdespuren deuten auf tropisches Klima. Auch im Alt-Tertiär müssen die Bedingungen ähnlich gewesen sein. In der jüngeren Tertiärzeit wurde die Verkarstung durch die bei der Hebung und späteren Kippung der Albtafel infolge der Alpenfaltung entstandenen Brüche weiterhin gefördert. Der im Vorfeld der Alpen entstandene, mit dem alpinen Abschwemmungsprodukt der Molasse 2000–3000 Meter tief gefüllte Trog erhöhte die Abtragung durch Gewässer. Die Verwitterung der Massenkalken förderte die Kieselsäureknollen der Feuersteine zutage, während sich das wasserhaltige Eisenoxyd in Bohnerzen verdichtete. Das „Molassemeer“ überflutete den südlichen Albkörper; die Klifflinie dieses Meeres scheidet heute noch die südliche, eingebnete Flächenalb und die nördliche Kuppenalb. Hinzu kamen endlich die Kräfte des Vulkanismus, denen so ungeheuerliche Erscheinungen wie das Ries oder das Steinheimer Becken ihre Entstehung verdanken (die Meteortheorie wurde mit Recht als „Humbug“ abgetan); in diesem Zusammenhang sind auch verschiedene Tuffschlote, Trümmergesteine, Griesmassen und überschobene Schichten zu sehen. Die ins Tertiärmeer, dann in die Ur-Donau, strömenden Flüsse der Ur-Brenz, Ur-Eger (und Ur-Lone) zeichnen sich heute noch durch hoch gelegene Terrassenspuren, Gerölle und Sande ab. Denn das ganze System der donauwärts gerichteten Urflüsse wurde durch das von Norden angreifende höchst aktive Neckarsystem „angezapft“. Die Studienfahrten galten im wesentlichen dem Einblick in Aufschlüsse, die als Belege für die vorgetragene erdgeschichtliche Entwicklung gelten können. Ein tiefen Einblick in die Karstwasserverhältnisse der besuchten Albteile verdanken die Teilnehmer der Führung von Direktor E. Landel von der Staatl. Landeswasserversorgung Stuttgart durch das Egau-Wasserwerk. Das großenteils aus Karstwassern stammende Grundwasser der Donauniederung zwischen Langenau und Sontheim wird in vielen Rohrbrunnen erfaßt. Hinzu kommt der „Buchbrunnen-Quellentopf“, dessen Aufbrüche in einem

kreisförmigen, von einer freitragenden Betonkuppel überwölbten Behälter aufgefangen werden. Gerade dieser Raum hinterließ, neben den Filteranlagen und dem Turbinenhaus mit dem Schaltstand, einen außerordentlich starken Eindruck. Das Versorgungsgebiet erstreckt sich über einen großen Teil des Landes; die Höchstmenge des Stuttgarter Bedarfs liegt annähernd an 23,5 Millionen Kubikmeter im Jahr. Daß man an jenem heißen Spätnachmittag mit eisgekühltem Tee und Laugenbrezeln bewirtet wurde, nahmen die Teilnehmer als besondere Freundlichkeit auf. Studiosus Kramer prägte darauf am Schlußabend die Knittelverse:

Auch denke ich an die ganz beachtliche Leistung,
daß bei der Egauwasserwerksbesichtigung
400 Butterbrezeln wurden zerstört;
von 10 Brezeln hab ich als bester Einzelleistung
gehört.

Eine naturwissenschaftliche Delikatesse war der von Farblichtbildern begleitete und ganz ausgezeichnet dargebotene Vortrag von Oberstudienrat Erdmann Menz über „Heimische Orchideen“. Daß gerade das Härtsfeld ein wahres Orchideenparadies ist (und früher in noch höherem Maße war), mag manchen überrascht haben; konnte doch der Vortragende über 20 Orchideenarten von mindestens zehn verschiedenen Gattungen im Bilde zeigen, nach Standorten und Merkmalen der Blüte charakterisieren sowie als Pflanzenfamilie mit ganz besonderen, verwandten Lebensäußerungen nahebringen. Im Hintergrund war überall die Ehrfurcht vor allem schön Erschaffenen zu spüren. Wegen des einzelnen müssen wir auf den Aufsatz „Unsere Orchideen“ in der Festschrift zum 600-jährigen Stadtjubiläum von Neresheim, erschienen 1950, verweisen.

Mit Natur und Landschaft machte sodann in besonderer Weise die Waldbegehung mit dem Fürstl. Thurn und Taxis'schen Forstmeister Gönner vertraut. Mit der größten Sorgfalt und Umsicht, dazu unverkennbarem großem pädagogischem Geschick, führte Forstmeister Gönner in die Waldwirtschaft des Härtsfeldes ein, indem er vermittle einer eigens dafür hergestellten Grube Einblick in den Aufbau des Bodens gab, sodann die Eignung der verschiedenen Baumarten für diesen Boden besprach, weiter einen Baum fällen und herrichten ließ und schließlich noch auf einer Lichtung – bei einem Bier- und Weckenvesper – den Aufbau von Meilern darlegen sowie den Köhler selbst (der ein Flugzeug sein eigen nennt) aus seiner Arbeit erzählen hieß. Man erfuhr dabei, daß das Brennen sich wieder lohnt, weil die Camping-Bewegung auf Holzkohlefeuer nicht verzichten kann.

Über die „Vor- und Frühgeschichte des nordostschwäbischen Raumes“ sprach souverän Dr. Dr. h. c. Walz. In höchst anschaulicher Weise legte er (ohne Lichtbilder!) die Zusammenhänge dar. Im Brenz- und Lonegebiet jagten in der Altsteinzeit, somit noch in der Eiszeit, die in Höhlen hausenden Neandertaler, von deren Kultur

vor allem geschlagene Feuersteinwerkzeuge und -waffen zeugen (Faustkeile). Besonders wichtig waren für die Teilnehmer die Ausführungen über die im Verlauf der Ferienwoche besuchte Ofnethöhle am Ries, deren Funde von der Moustierzeit (drittältester Abschnitt der Altsteinzeit) bis in die Madeleinezeit (jüngster Abschnitt derselben und schon würmeiszeitlich, um 10 000) reichen. Bekannt sind die aufgefundenen Schädelpackungen von 19 Kindern, 10 Frauen und 4 Männern, alle mit dem Gesicht nach Osten gerichtet und in Ocker gebettet, wobei die Halswirbel durchschnitten und die Köpfe offenbar durch einen Schlag zertrümmert worden waren; der Vortragende schloß hieraus auf eine religiöse Zeremonie als Ursache der Tötung und Bestattung. Auch in der Mittelsteinzeit (etwa 10 000–4000) war der Mensch nicht sesshaft. Dies ändert sich erst in der Jungsteinzeit (etwa 4000–2000), die vornehmlich an den geschliffenen oder überhaupt feiner bearbeiteten Steininstrumenten kenntlich ist. Das Steppenheideklima ermöglichte nun eine dauernde Besiedlung. Die Bandkeramiker kamen aus dem Osten und bevorzugten als Bauern die Lößböden (Ries und bei Sontheim). Auf dem Goldberg sind Dörfer von fünf verschiedenen Kulturschichten nachzuweisen: der Rössener Kultur (der bandkeramischen verwandt), der Michelsberger, der Altheimer und, schon in der Eisenzeit, der Hallstattzeit und der La Tène-Zeit. Aus der Bronzezeit (etwa 2000–800) stammen Funde aus dem unteren Brenztal, der Aalener Gegend und Utzmemmingen, hingegen keine Siedlungen und wenig Grabhügel. Denn von etwa 1700/1600–1200 herrscht auch hier die Hügelgräberbronzezeit, auf welche die Urnenfelderzeit folgt, welche von einer aus Osten kommenden Bevölkerung getragen wird. In der ersten Eisenzeit, der Hallstattzeit (ab etwa 800), sitzen in unserem Gebiet die „Urkelten“ (Protokelten), welche sich aus einer einheimischen Mischbevölkerung entwickelten. Sie werden von adeligen Geschlechtern regiert (Burgen auf dem Ipfer, der Kocherburg) und bestatten ihre Toten wieder in Hügelgräbern, die sich am Rand des Härtsfeldes in ganzen Feldern (so etwa bei Großkuchen) finden. Aus der eigentlichen Keltenzeit ist kein oppidum vorhanden, hingegen erhielten sich die bekannten Viereckschanzen, die gewiß keine militärischen Befestigungen waren, sondern eher Kultplätze. In diesem Zusammenhang erhob der Vortragende die energische Forderung des Schutzes der gerade in unserer Zeit besonders gefährdeten Bodendenkmale. Bei den Kelten finden wir die ersten Münzen (in einem oppidum bei Ingolstadt muß eine Prägestätte gewesen sein). Etwa 100 vor Christus wanderten die Kelten (Helvetier) nach Süden ab; es blieb die „helvetische Wüste“ des Ptolemäus, in welche dann die Gallier einwandern konnten, vor allem, nachdem unsere Heimat „Römerland“ geworden war. Den von Domitian etwa 85 nach Christus geschaffenen „Alb-Limes“ sichern die Kastelle Urspring, Heidenheim und Oberdorf bei Bopfingen. Unter Antoninus Pius (168–181) wird der äußerste Limes erbaut. Zwei Römerstraßen ziehen sich

am Rande des Härtsfeldes entlang: von Heidenheim nach Oberdorf und von Faimingen nach Oberdorf. Da und dort sind Spuren von Gutshöfen nachzuweisen. 260 überrennen bekanntlich die Alamannen endgültig den Limes und legen ihre ersten Gehöftgruppen an. Die Grabbeigaben der Reihengräberfelder fallen erst in das 5. bis 7. Jahrhundert. Besonders wichtig wurde das Wittislinger Fürstengrab aus der Mitte des 7. Jahrhunderts (s. u.). Erst in diesem Jahr wurde bei Sontheim ein alamannisches Gräberfeld ausgegraben, in dem sich ein großes langobardisches Goldblattkreuz mit einem Christuskopf aus dem 7. Jahrhundert fand: wir schreiten ins christliche Mittelalter.

Hier setzte der Vortrag von Studienprofessor Anton Michael Seitz aus Dillingen über „Die Grafen von Dillingen und ihre Klostergründungen mit besonderer Berücksichtigung von Neresheim“ ein. In knapper, eindrucksvoller Sprache umriß der Vortragende die Bedeutung der Grafen von Dillingen, die sich aus der Grafschaft für den Brenzgau entwickelt haben mögen, für den ostschwäbischen Raum. Er nahm dabei seinen Ausgang von dem Wittislinger Grab der Fürstin Uffila, die man als Ahnherrin der Grafen von Dillingen anspricht und welche von sich selbst – auf der gefundenen berühmten Fibel – sagt: „So lange ich leben durfte, bin ich sehr gläubig gewesen“. Bedeutende Angehörige dieses Hauses sind: der heilige Ulrich, Bischof Ulrich von Konstanz (1111 bis 1127) und Graf Hartmann V., Bischof von Augsburg, durch den Dillingen 1258 eine bischöflich augsburgische Stadt wurde. Der Kirche waren die Dillinger Grafen immer sehr zugetan; sie standen im Investiturstreit auf ihrer Seite und waren unversöhnliche Gegner Kaiser Heinrichs IV. Die erste Klostergründung der Dillinger Grafen ist das Kanonissenstift St. Stephan in Augsburg gewesen; wahrscheinlich ist es auf den heiligen Ulrich selbst zurückzuführen. Graf Hartmann I. verwandelt 1095 seine an der Grenze der Brenzgaugrafschaft gegen die Riesgaugrafschaft (Grafen von Oettingen) gelegene Burg Nöreshain in ein Benediktinerkloster. Vielleicht wurde dafür Burg Katzenstein erbaut. Die Augsburger Diözesanheiligen Ulrich und Afra werden folgerichtig die Schutzheiligen des Klosters. Die Dillinger Grafen bleiben Klostervögte, „so lange sie sich dem Kloster nützlich erweisen“. 1101 soll der Klosterbau vollendet gewesen sein; 1105/06 wurde er mit Mönchen aus Petershausen besiedelt. Die Weihe der Kirche erfolgte 1119 durch den erwähnten Bischof Ulrich von Konstanz; im gleichen Jahre brannte sie freilich schon ab. Das wertvollste der Kenotaphe, das an den Stifter erinnert, befindet sich im Kreuzgang des Klosters; es entstand im frühen 15. Jahrhundert. Die Wertschätzung von Graf Hartmann IV. galt den Klarissen und Dominikanerinnen, wobei das Vorbild der heiligen Elisabeth unverkennbar fortwirkt. Er stiftete folgende Frauenklöster: das Dominikanerinnenkloster Maria Mödingen 1246, das Klarissenkloster Söflingen 1258 und die Große Sammlung in Dillingen nach der

3. Regel des heiligen Franziskus. Die Besitzungen auf der Ulmer Alb (Flinagau) waren bereits durch die Mutter von Graf Hartmann I., Adelheid von Gerhausen (Rusenschloß) an die Dillinger gekommen; auch der Name Hartmann weist in diese Richtung (980 heißt ein Graf der Muntricheshuntare Hartmann, er ist der Stammvater der Grafen von Kirchberg und Gerhausen). Mangold, von der pfalzgräflisch dillingenschen Linie – ansässig auch auf der Lauterburg ob Lautern bei Heubach –, gründete mit anderen vor 1128 das Benediktinerkloster Langenau, das mit Mönchen aus Hirsau besiedelt, jedoch bald nach Anhausen verlegt wurde. Auch das ehemalige Frauenkloster Unterliezheim ist eine Gründung der Dillinger Grafen. 1026 dürfte das Jahr der Stiftung durch Graf Adelbert, vermutlich aus der pfalzgräflischen Linie, sein. Das ehemalige weltliche Damenstift Reistingen mit seiner erst neuerdings wiederhergestellten romanischen Kirche liegt auf Dillinger Grund und Boden; die Schirmvogtei war im 13. Jahrhundert bei den Grafen von Dillingen.

Hauptlehrer Ottmar Engelhardt stellte in einem knappen Kurzreferat eindringlich und leicht faßbar die örtliche Heimatgeschichte ins hellere Licht. Ausgehend von der vor- und frühgeschichtlichen Lage kennzeichnete er den Kranz der -ingen und -heim-Orte um Neresheim, wobei die heute noch im Gelände erkennbare „Frankenstraße“ (die einstige Römerstraße von Faimingen nach Oberdorf) eine wichtige Nord-Süd-Verbindung herstellt, zu der sich im Mittelalter die von Heidenheim her (ab 1779 über Neresheim) nach Nördlingen führende Straße gesellt, von der Straße Nördlingen-Disingen ganz abgesehen.

Das Freie Reichsvogtei Neresheimsche Stadtgericht weist auf ein altes Freigericht, das mit der Siedlung Neresheim schon in sehr früher Zeit verbunden gewesen sein muß. Seit 1258 freilich, als sie die Vogtei über den Ort erhielten, übten die Grafen von Oettingen die Gerichtsbarkeit aus. 1298 wird Neresheim „oppidum“ (fester Platz), 1343 Markt, 1350 Stadt genannt. Erst 1465 jedoch wurde die Pfarrkirche in die Stadt verlegt; sie stand bis dahin südlich in der Nähe der für die Entstehung von Neresheim überhaupt wichtigen Egauquelle (heute Friedhofkirche). Die heutige Pfarrkirche entstammt baulich einem völligen Um- und teilweise Neubau von 1716, wobei das alte, 1578 schon umgebaute, Schiff verwendet wurde. Der Dreißigjährige Krieg brachte nach der Schlacht von Nördlingen die Blutnacht vom 29. September 1634, wobei 200 Einwohner von den Kroaten hingemetzelt wurden. Infolge der Schlacht von Neresheim am 11. 8. 1796 zwischen Franzosen und Österreichern ist der Name „Neresheim“ sogar am „arc de triomphe“ in Paris zu finden. Im 19. Jahrhundert war Neresheim als württembergischer Oberamtsstadt ein abgeschiedenes Dasein beschieden, das freilich – dies ließ der Vortragende durchblicken – viele, unserer Zeit paradiesisch erscheinende, Annehmlichkeiten geboten haben muß. Durch die „Härtsfeldschättere“, das Schmalspurbähnle nach Aalen, wurde Neresheim, „die alte Stadt, die nur sieben Laternen

hat", schließlich mit der „Außenwelt“ verbunden. Mit einer heiteren Erinnerung schloß der Vortragende seine Ausführungen, nämlich daran, daß der auf einem Güterwagen in Aalen angelieferte Triebwagen auf Rollschemmel nach Neresheim gefahren werden sollte, um dort, nicht etwa in Aalen, auf die Geleise gesetzt zu werden, aber leider schon am ersten Tunnel hängen blieb, vielmehr nicht durchkam – Studiosus Kramer hat auch dieses Ereignis besungen:

Wir hörten vom Neresheimer Hebammenwesen,
von den acht Kneipen, die um neun sind zugewesen,
vom Kartenspielverbot für alle Ausländer:
Neresheim, denk an den Fremdenverkehr!
Wir hörten von Härtsfeldschättere-Streichen
und wie Neresheims Stolz dem Tunnel muß weichen.
Dann wurde uns das Scheißpläumle erklärt
und Einblick in Härtsfelder Flurnamen gewährt.

Doch führt dies schon weiter zu dem Vortrag von Bezirksnotar Belge, der in höchst gewissenhafter und gründlicher Weise, dabei mit umfassender Kenntnis, die Flurnamen des Härtsfeldes als Urkunden der Kulturgeschichte erläuterte. Noch freilich schwankt die Deutung des Namens „Härtsfeld“ selbst zwischen der Bedeutung „hartes Feld“ (1095 Hertenfeld) und Hartfeld (mit Weidewald durchsetztes Feld). Dabei sei nebenbei auch die nicht unwichtige Frage beantwortet, wo überhaupt denn das Härtsfeld zu suchen sei. Die Oberamtsbeschreibung von 1872 nennt als seine Grenzen den westlichen Albuch, das Ries und die junge Pfalz im Süden und bemerkt: „Das Herdtfeld nimmt den größten Theil des Bezirks ein und erstreckt sich nördlich der Linie von Großkuchen, Neresheim und Kösing bis an den Abhang der Alb“. Auernheim wird als an seinem Südrand gelegen genannt. Prof. R. Löffler hat in der erwähnten Festschrift das Härtsfeld von der geomorphologischen Seite her als das Einzugsgebiet der Egau bezeichnet. Kunstgeschichtlich betrachtet könnte man sagen, es sei das Land um den „Ulrichsberg“, wie der Klosterberg heißt, mit den dem Kloster inkorporierten Pfarrkirchen, deren Türme sich schon von weitem als vereinfachte Nachahmungen des Neresheimer Klosterkirchturms von 1618–1627 kundtun. Ziertheim freilich in der „jungen Pfalz“ sprengt diesen Rahmen.

Nur andeuten können wir hier, in welch spannender Weise Bezirksnotar Belge das Landschaftsbild des Härtsfeldes aus den Flurnamen beschwor. Bezeichnend hierfür war etwa die Herausarbeitung der mit Lix (Lehm), Fleins (Felsplitter), Gries (feiner Schutt) und Sand zusammengesetzten Worte. Auch die Gruppe, die sich um den Begriff „Stein“ sammelt, wurde hervorgehoben, samt „Fels“ und „Zinken“. Weiter die Namen mit -hau oder -schore. Ferner -buch, -holz, -loh, -lau, -hart. Oder: Attichäcker (Zwergholder-Äcker), Farzachfeld (Wildkirschen-Feld), Saurer Stich (steiler Wegeinschnitt), Zwing (Klamm), Sohl (sumpfige Stelle), Gallengehren (langgestrecktes Geländestück mit Druckwasserquell). Bis in Einzelheiten der

Bodenformen wurde der Landschaft im Spiegel der Flurnamen nachgespürt.

Im Mittelpunkt der kunstgeschichtlichen Betrachtungen stand das Kloster, durch dessen Kirche P. Beda Müller in einer Weise führte, welche die Formen gleichsam durchsichtig machte und den ihnen innewohnenden geistig geistlichen Gehalt enthüllte. „Balthasar Neumann“ lautete der Lichtbildervortrag von Dr. Max von Freeden, des Direktors des Mainfränkischen Museums Würzburg. Dabei ging es weniger um eine kunstgeschichtliche Würdigung des Werkes als vielmehr um ein Bild der Persönlichkeit des Barockbaumeisters, das der Vortragende meisterhaft zu zeichnen verstand und das sich schließlich zu einem Gesamtbild der Zeit rundete, ohne das wiederum das Werk Neumanns kaum verständlich ist. Die Klausurräume des Klosters zeigte P. Beda Müller in einem Lichtbildervortrag, wobei es ihm wiederum gelang, über das Äußere in das innere Gesetz vorzustoßen, das durch die Regel des hl. Benedikt bestimmt wird. Noch einmal darf hier auf die Lesung von Oberamtsrichter Dr. K. Setz hingewiesen werden, die in freier dichterischer und darin gerade packender, anschaulicher Form die große Zeit von Neresheim beschwor. Es wäre zu wünschen, daß wir in unserem Lande noch mehr Werke der genannten Art hätten, die aus dem Geiste einer lebendig einführenden Nachgestaltung entstanden sind.

Bei einer ganztägigen kunstgeschichtlichen Studienfahrt führte der Direktor des Maximiliansmuseums Augsburg, Prof. Dr. N. Lieb, in seiner unseren Mitgliedern von manchen Fahrten her vertrauten zuverlässigen, geschmackvollen und taktvollen Art, wobei vor allem der noch in der Erneuerung befindliche Kössinger Altar von Dominikus Zimmermann und Kirchen des Zimmermannschülers Joseph Dossenberger, vornehmlich Dischingen, gezeigt wurden. Ein seltener Genuß war wohl für die meisten Teilnehmer der Besuch der Burg Katzenstein mit ihren spätromanischen Kaminen. Im Kloster Maria Mödingen wurde die Fahrt in eindrucksvoller Weise beschlossen. Dr. Schahl stellte den Teilnehmern auf einer halbtägigen Studienfahrt zunächst Auernheim („die Heimat des Propheten“, wie sich P. Ulrich scherzhaft nannte) als Beispiel einer typischen Neresheimer Landkirche vor. Über Brenz a. d. Brenz, wo die spätromanische Kirche und beide Schlösser gewürdigt wurden, fuhr man weiter nach Obermedlingen, dessen gestelzte Fassade und einheitliche Kunstschreiner Ausstattung (gegen 1721) einen starken Eindruck hinterließen. Die seit 1392 bayrische, ab 1505 der „Jungen Pfalz“ zugehörige Stadt Lauingen mit ihrer herrlichen spätgotischen Hallenkirche St. Martin und die Stadt Dillingen, bischöflich augsburgische Residenz und Ort einer Jesuitenuniversität, lernten die Teilnehmer auf Rundgängen kennen.

Schließlich trug Studienprofessor Dr. Ad. Layer in seinem Vortrag „Zur Musikgeschichte der schwäbischen Benediktinerklöster mit besonderer Berücksichtigung von Neres-

heim“ Steinchen um Steinchen zu einem glänzenden Mosaik zusammen, aus dem die ganze Herrlichkeit benediktinischer Musikkultur vergangener Jahrhunderte erstrahlte. Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Besprechung die unzähligen mit größter Sorgfalt aus den Quellen erhobenen Einzelangaben wiederzugeben; es soll jedoch nicht versäumt werden, zur gegebenen Zeit auf die erfolgte Veröffentlichung dieser für die gesamte Musikgeschichte Südwestdeutschlands wichtigen Arbeit hinzuweisen. Vor allem über Neresheim wurde manches Neue ans Licht gehoben und mit dem bisher Bekannten zu einem Ganzen verbunden, angefangen von der Erörterung des Gregorianischen Choralis über die Würdigung des Neresheimer Antiphonars, ferner die Nennung einer großen Zahl von musizierenden und komponierenden Patres (wie P. Alfons Kirchbauer und P. Benedikt Maria Werkmeister) bis zur Aufzählung der vielfachen musikalischen Gelegenheiten in Kult, gemeinsamem und öffentlichem Leben.

Frater Hugo Weihermüller verdanken die Teilnehmer eine gute Orgelmusik.

Ein geselliges Zusammensein in der neu erbauten „Krone“ (ein nicht unwichtiger Beitrag zum Kapitel „Neresheim als Fremdenverkehrsort“!) schloß die Veranstaltung ab. Dabei gab Bezirksnotar Belge an Hand von Farblichtbildern einen Rückblick auf das Gesehene, das nun schon fast wehmütig, als Erinnerung, anmutete. Karl Götz und Dr. Setz lasen schwäbisch Heiteres (Räses und hehlinge G'scheites, Knitzes). Und im übrigen gab es auch sonst viel zu lachen, so, als Dr. Trautwein ein petrefaktes Menü, bestehend aus Riesgriessuppe, saurer Breccie, gebackenen Oolithen, Molassebrei und Eiszeitrelikten angeboten wurde, oder Studiosus Kramer seine in der wasserarmen Landschaft verdrängten Badekomplexe mit den Worten abreagierte:

Zwischendurch ein Bad in der Ureger, ja, das wärs!

Und ach, die Sehnsucht nach dem Strand am Meer des Tertiärs!

Adolf Schabl

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1961/62

Auch im bevorstehenden Winterhalbjahr führt der Schwäbische Heimatbund eine Reihe von Veranstaltungen durch, zu denen wir unsere Mitglieder und Freunde herzlich einladen. Die Stuttgarter Veranstaltungen des Jahres 1961 werden unten angezeigt; die des Jahres 1962 (bis März) folgen in Heft 6/1961 der „Schwäbischen Heimat“. Die Ortsgruppen geben ihre Veranstaltungen durch eigene Benachrichtigungen ihren Mitgliedern bekannt. Wenn nicht anders vermerkt, wird bei den Stuttgarter Vorträgen um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten (Richtsatz für Mitglieder DM –.50 pro Person, für Nichtmitglieder DM 1.– pro Person). Ausdrücklich machen wir darauf aufmerksam, daß die Teilnahme an den Führungen, infolge der gebotenen Begrenzung der Teilnehmerzahl nur nach Anmeldung und darauf ergangene Annahmebestätigung möglich ist.

Ein Heller und ein Batzen

Alte Münzsorten

Führung von Hauptkonservatorin Dr. E. Nau

Freitag, 24. November, 17 Uhr, in der Württ. Münzsammlung, Stuttgart, Altes Schloß. Die Betreuerin der Württ. Münzsammlung, Hauptkonservatorin Dr. Elisabeth Nau, wird dabei ihre münzkundlichen Führungen mit einer Erörterung der verschiedenen Münzsorten fortsetzen, welche die meisten nur dem Namen nach kennen (Heller, Kreuzer, Batzen, Gulden, Taler, Sechser usw.). Durch Betrachtung und Erläuterung sollen diese Namen Leben und Gestalt gewinnen, so daß die Münzen als Denkmale der Geld- und Kulturgeschichte erscheinen werden. Unkostenbeitrag DM 1.–.

Kleine Dinge am Wege

Vortrag von Willy Baur
mit Farblichtbildern

Freitag, 1. Dezember, 20 Uhr, im Vortragssaal der TWS Stuttgart, Lautenschlagerstraße 21. Auch kleine, unbeachtete Dinge am Wege stehen in großen Zusammenhängen und können wichtige Aufschlüsse über diese geben. Das wird dieser Vortrag in der anschaulichsten und lebendigsten Weise zeigen.

Karl Götz erzählt

Heitere Geschichten

Freitag, 8. Dezember, 20 Uhr, im Vortragssaal der TWS Stuttgart, Lautenschlagerstraße 21. Wenn zündender Witz sich in den Dienst von gütigem Humor stellt, der uns das erhebende Lachen und Lächeln über uns und unseresgleichen schenkt, und wenn dies in dichterisch so vollendeter Form wie bei Karl Götz geschieht, dann darf man eines wirklich „heiteren“ Abends gewiß sein.

Malerei der Gegenwart

Führung durch die Weihnachtsausstellung
des Württ. Kunstvereins

von Dr. Ad. Schahl

Samstag, 16. Dezember, 14 Uhr, im Kunstgebäude. Mit welchen Maßstäben sollen wir an die Beurteilung von Werken der Malerei der Gegenwart herangehen? Was ist gut, was ist schön? Dies wird die zentrale Fragestellung der Führung sein, welche dem Zwecke dienen soll, unseren Augensinn zu entwickeln, sehen und schauen zu lernen. Unkostenbeitrag DM 1.–.